This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fr Lit 493

Vet. Ger. III A. 16

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Fünfter Theil.

Odo und Amande nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Odo's Hand, 2ter Theil.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

LIBRARY

Odo und Amande.

Zerstreute Blätter

von

Odo's Hand.

Von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

Inhalt.

1. Die Gegend von Bern. 7.

   Geschichte des Junkers von Herisо und Walpurgs von Lussi.

2. Reise im Oberland. 43

   Das Erhabene der Natur.

   Geschichte eines Lootsen.

3. Die Hochzeit; eine Ehestandsgeschichte. 63.

4. Beschluß der Ehestandsgeschichte. 103.

5. Beschreibung des Schlosses von Mes délices. 107.

   Geschichte einer verarmten Familie.

6. Besuch der Salzburger Alpen. 154.

   Geschichte eines Alpenjägers.

7. Vermischte Gedanken. 182.

8. Ambras. 211.

9. Der Namenstag, eine Novelle. 311.

Druckfehler.

S. 58. 2. Z. st. Todt l. Tod, und so an mehreren Stellen.
— 107. 14. — st. delices l. délices.
— 145. 11. — st. ruhigen l. muthigen.
— 152. 13. — st. Menschenschen l. menschenschen.
— 177. letzte Z. st. versenkte l. versengte.
— 183. letzte Z. st. Unbekränzten l. Unbegränzten.
— 189. 17. Z. st. durch l. sich durch.
— 255. 10. — st. ungeschwinkt l. ungeschminkt.
— 285. 12. — st. sondern das l. daß.
— 328. 7. — st. wiewohl l. wie wohl.
— 336. 5. — st. des ; nach umherirren ein Comma.
— 346. vorl. Z. st. nie in meinem l. nie meinem.
— 388. 6. Z. st. und keine l. und der keine.
— — 19. — st. daß Ihre l. das Ihre.

Zerstreute Blätter

von

Odos Hand.

Unter der Aufschrift Zerstreute Blätter lassen wir hier eine Auswahl von Aufsätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Odos Hand, aber, wie der Augenschein lehrte, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben waren. Das Meiste und Aelteste bestand aus Erinnerungen an Odos ersten Aufenthalt in der Schweiz vor seiner Verbindung mit Amanden; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt ist, wozu auch die angehängten Erzählungen gehören, für diese bestimmt gewesen ist. Nur dieses ist hier von uns aufgenommen, flüchtige

Andeutungen aber, deren sich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reise, das über persönliche Verhältnisse hätte aufklären können, fand sich nicht.

1.

Ob es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag, als das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die Sonne auf- und untergehen sehen, und doch bin ich immer mit neuer Lust dahin zurückgekehrt. Diese goldnen Saatfelder, wenn der milde Himmel des Herbstes über ihnen ruht; dieser liebliche Wechsel von Auen und Wiesen, von schwellenden Hügeln und buntem Gebüsch, die der leise Duft des Abends wie ein weiches, durchsichtiges Gewand umfließt, alle diese jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen Dörfern, von hohen Bäumen umschirmt; die einzelnen Höfe, um die her auf üppigen Wiesen das schwere Hornvieh wandelt; die herrlichen Landhäu-

ser, wo aus hohen, hellen Fenstern und von zierlichen Balconen herab Reichthum und Wohlleben schaut — man kann die Blicke, wenn sie so nach Abend und Norden gerichtet sind, nicht davon abziehn; und ich habe nie hier geruht, ohne daß mich die heitersten Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen Friedens und erquickender Ruhe besucht hätten. — Aber welch' ein Contrast, wenn Du Dich nach Süden wendest zu jenen uralten Vesten der Erde, den hellgeschliffenen ewigen Eismauern mit ihren schroffen Zinnen, den erstarrten Wellen der Erde, an denen die Sonne seit Jahrtausenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer seine Gluthen verschwendet! Wie stolz und kalt schauen diese crystallnen Riesen in das sanfte Gefild, das sich zu ihren Füßen gelagert hat, und dem sie die unversieglichen Ströme wie ein Almosen spenden, das der Reiche aus unerschöpflicher Fülle dem Dürftigen

zuwirft, ohne sich selbst etwas zu entziehn, und ohne Bewußtseyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abschied eines sonnigen Tages gefeiert, wenn er noch Einmal seine Liebesaugen auf die sanfte Landschaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, sich in funkelnden Bächen und in blanken Fenstern beschaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle seines Glanzes an der starren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem schroffen Spiegel hinauf; die Tiefe versank in Dämmerung; aber während sich die Füße der Riesen mit Nacht umhüllten, strahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längst war die Sonne in Westen hinabgesunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen

des Gebirgs von dem zögernden Licht wie mit Rosen gekrönt. Erst wenn der letzte Schimmer erlosch, und das erhabene Gebäude der Natur sich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit stiller Bewundrung nach Hause und in Gedanken versenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild stand in meiner Seele über all' den herrlichen Erscheinungen; heller strahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Brust der Natur träumte ich am süßesten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieses Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnsucht selbst, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verschmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überrascht, und ich war zu er-

müdet, um zurückzukehren. Also kehrte ich im nächsten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshause Alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächsten Dorfes erschlagen hatte. Die Ursache des Mordes war Eifersucht. Das Verbrechen war klar, die Strafe bestimmt und unvermeidlich; aber jeder beklagte den unglücklichen Mörder und alle Stimmen sprachen für ihn. Er sey der rechtlichste Mensch, hieß es, aber immer etwas in sich gekehrt gewesen und still. Seit einiger Zeit sey er ganz schwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe sich ohne Ursache von ihm abgewendet, und die Besuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demselben Orte gewesen sey. Auf diesen letzten Umstand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbesondere schalten auf die Dirne, und be-

hauptеten, es ſtreite gegen alle Zucht, ſo aus bloßer Leichtfertigkeit mit den Kiltgängern zu wechſeln, und die nächſten um eines Fremden willen hintanzuſetzen.

Nachdem dieſes Geſpräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, indem Einige, wie geſagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andere der Vejahrten hingegen ſich an ähnliche Geſchichten erinnerten, die ſich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, ſagte endlich einer: „Laßt das nun gut ſeyn; wir haben genug davon gehört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und ſchlechte gegeben, ſo wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich ſo in Wahrheit begründet geweſen, ſo müßten die Menſchen vor einigen hundert Jahren Engel geweſen ſeyn, oder wir wären ſammt und ſonders Teufel, und die ganze Eidgenoſſenſchaft ein Höllenpfuhl. So iſt's aber

nicht. Es mag wohl damit seyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter ist, als wir's gewohnt sind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: „die Welt hat sich umgekehrt; so war's sonst nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verstand liest, so sieht man, daß es immer so gewesen ist, und daß es kalte und schlechte Jahre, Räuber und Mörder, Buhler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete sich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelsten Tische den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Gespräche genommen hatte, als in sofern seine Mienen Mißbilligung oder Beyfall zu erkennen gaben. Diese Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer schienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, dessen alterthümliche Tracht, langer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. —

„Nun, Vater Rudi, sagte der, welcher zuletzt gesprochen hatte, Ihr sagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und sinnt.“

Bey dieser Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor sich auf den Tisch und sagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir schon auch manchmal dünkt, als sey es vordem besser gewesen, so merk' ich doch bald, daß der Unterschied nur darin liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun ist aber auch genug über den wüsten Handel gesprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich vor dreyhundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der Ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebessachen hier in diesem Lande hergegangen ist.“

Dieser Vorschlag kam Allen sehr erwünscht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beystimmung an. Die näher Sitzenden nickten sich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er seine Erzählung folgendermaßen an:

„Es mögen wohl wenige unter Euch seyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer gesehen haben, das so grau und düster aus dem Gebüsch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein ist es und einige Fenster, die mit Fliederbüschen zugewachsen sind; wenn man aber hinaufsteigt, sieht man, daß es ein großes Gebäude gewesen; denn es liegt vieles Gestein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt der Schwarzdorn wuchert, und Nesseln und Disteln stehn, ist geräumig und weit. Mancherley Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und Niemand geht gern zur Nacht-

zeit daran hin; denn Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwischen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es schon eben kein Wunder wäre nach Allem dem, was sich vor Zeiten da begeben hat.“

Da der Alte hier inne hielt um zu trinken, bestätigten Viele das, was er von dem alten Schlosse gesagt hatte. Die Trümmern kannten sie Alle; auch hatten sie von Wanderern gehört, die in später Nacht des Wegs gekommen, und weiße Gestalten in den Fenstern gesehen hatten, die sich vorwärts und rückwärts neigten, dann schnell verschwanden, oder sich wunderbar verwirrten. Und so waren denn Alle desto begieriger auf die Geschichte, die der Alte aus alten Büchern wußte; und dieser, nachdem er getrunken hatte, fuhr also fort:

„Der letzte Besitzer des Schlosses war also der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem und wil-

dem Sinn, ein Bedrücker seiner Unterthanen, und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in sein fünf und funfzigstes Jahr ehelos gelebt hatte, meint' er, es sey Zeit, auf Erben seiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des schönsten Fräuleins zwischen der Aar und Saane, Walpurg von Luffi genannt, die aber arm und eine Waise war. Hätte die nun schon an sich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, so that sie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Herisso. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und sie ihm, und es war auch der Eltern Wille gewesen, daß sie sich ehelichen sollten, wenn die Zeit käme. Nun starb aber dem Fräulein von Luffi Vater und Mutter binnen kurzer Frist, und sie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von

Arburg hieß; und da dieser ein alter Waffenfreund des Grafen von Bollingen war, wollte er seine Nichte zwingen, seiner Bewerbung Gehör zu geben. Diese aber hatte ihrer Gesinnung kein Hehl, sondern sagte, daß sie den Junker Werner liebe und nicht von ihm lassen könne; was ja auch ihrer Eltern Wille gewesen; und bat ihren Oheim, sie nicht zu zwingen. Diese Bitten rührten ihn nicht; sondern er schwur in seinem Zorn, daß, so lange er lebe, sie nie diesen Habenichts ohne Land und Leute ehelichen solle. Der Ulrich habe sein Wort, und dabey müsse es sein Bewenden haben."

„Da war nun wohl großer Jammer bey dem Fräulein, und auch der Junker war tief betrübt, wie sich von selbst versteht. Denn hatte sein Herz schon früher an ihr gehangen, so entbrannte es jetzt noch mehr, da sie ihn in seiner Armuth mit so standhafter Treue dem reichen Grafen von Bollingen vorzog. Und da sie sich jetzt

nicht mehr sehen konnten, und auch sonst nur wenig von einander vernahmen — so streng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker seinen Unmuth nicht, sondern schnallte den blanken Harnisch um, und bestieg sein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem spanischen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathschlagte er sich mit dem Oheim des Fräuleins, und sie dangen falsche Boten, welche verkündigen mußten, der Heriso sey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erschlagen worden. Auch wurde diese Geschichte mit so vielen Umständen verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Bollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und spät, bald mit freundlichen Worten

und bald mit Drohungen und Schelten, in sie drang, so entschloß sie sich endlich nach Verlauf eines Jahres mit Jammer im Herzen zu dem schweren Schritt.“

„Wer nun bey dem Hochzeitmahle gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finstern Grafen sah, dessen schwarzes Haar schon reichlich mit weißen Stoppeln gemischt war, der konnte wohl sehn, daß dieses Paar nicht sonderlich schicklich zusammengefügt war, und die Knappen und Diener stießen sich, als der Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und scherzten im Vorgemach über die Vermählung des Freyherrn von Wintergrün mit der Rosenbraut. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen über seine Thorheit auf, und da er sah, daß sein Weib oft traurig war, wenn sie im Stillen an ihren Werner dachte, und sich vorbildete, wie glücklich sie mit diesem würde gewesen seyn, da

entbrannte eine Eifersucht in seinem Herzen, die noch heftiger war, als vorher seine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forschens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freylich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehegemahl treu, weil sie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll von schlimmen Verdacht, und meinte, nach der Weise der Eifersüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, desto mehr verborgen seyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, als eines Tages der Sollingen auf die Jagd ritt, und Walpurg am Fenster saß, und nach der Straße hin schaute, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren sollte. Und wie sie hinabblickt, wird sie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume sitzt, das Gesicht tief herab-

gesenkt, so daß der Rand des breiten Hutes ihm die Brust berührt, wie Einer, der recht krank ist, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte sie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und schickte sie hinab, um nach dem Kranken zu sehn, und ihm Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging also hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber sie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bey dem Pilger sah, fragte er, was es gäbe. Diese verschwieg nun, daß sie von ihrer Herrin abgeschickt sey, obgleich in guter und christlicher Absicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem sie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete sich der Graf an den Pilger selbst, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel seiner Wallfahrt sey. Dieser antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er sey mit dem spanischen

Heere in Africa gewesen und habe Oran erobern helfen; dann sey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compostella gewallfahrtet, und wenn er noch seine Andacht zu Marie-Einsiedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, schlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er sein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriso; deshalb nahm er eiligst den Pilger mit sich in das Schloß, und fragte ihn aus; erst von Weitem nach dem Kriege überhaupt, und wer sich darin hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabey gewesen, und endlich auch, woran ihm das Meiste lag, nach dem Junker Werner von Heriso. Da sagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wisse, daß er sich gut gehalten, aber wie Einer, dem das Leben zur Last ist, und der den Todt sucht. Da sey er denn

auch einstmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe sich aber wieder befreyt, und sey endlich siegreich mit dem übrigen Heere in die Festung eingezogen. Jetzt sey er, so viel ihm bekannt, auf dem Rückzug begriffen. — Diese Worte machten den Grafen noch bestürzter: doch verbarg er seine Unruhe, und sagte dem Pilger, er solle die Nacht in seinem Schlosse bleiben, und sich gütlich thun: den folgenden Morgen wolle er ihn von seinen Reisigen nach Einsiedeln geleiten lassen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorstehenden Rückkehr des Herrn erzählen könnte, wodurch seine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eifersucht keine Ruhe ließ, beschloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen, wie sie den Rückkehrenden fangen, niederwerfen oder sonst in Sicherheit bringen wollten. Nach-

dem er also wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwey Knechte beygesellt hatte, die ihn bewachen sollten, damit er mit Niemanden spräche, sagte er zu seiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine große Jagd mit ihm besprechen. Dann setzte er sich zu Pferde, und jagte, von zwey Knappen begleitet, ihm Rast, nach dem Schlosse des Junkers von Arburg hin."

„Wie nun der Graf seiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er aussehe, und daß er weit herkomme — sie hatte die Mohren und den Namen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bey dem Namen von Oran schlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geschlagen hatte, nur aus einem andern Grunde, und sie wurde voll Verlangens den Pilger selbst zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten

wüßte, der ja dort, wie die falschen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie sagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte sie nicht aus Züchtigkeit; sondern sagte nur, sie möchte wohl einen frommen Mann sprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob seine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein so frommes Verlangen zu fördern sey selbst eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf sich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als sie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr sie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger so gut als in Haft sey. Da sie sich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Herrin Wunsch zu erfüllen, ließ sie sich, als eine entschlossene Dirne, nicht abschrecken, sondern ging zu dem Kellner, der nach ihrer Liebe trachtete,

und sagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einsiedeln geleiten sollen, und befiehlt ihnen zur Stärkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner saß nun eben mit andern Dienern bey den Würfeln, und hatte nicht Lust aufzustehn, sondern gab der Magd die Schlüssel und sagte: Geh Du selbst; Du weißt Bescheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie stieg also in den Keller hinab, und nahm zwey der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte sie den Knechten und sagte: Das trinkt; Eure Herrin schickt es Euch. — Dazu ließen sich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, sondern zechten so tapfer, daß, eh' sie noch dem zweyten Krug auf den Boden gekommen waren, sie schon selbst trunken

auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es still geworden in dem Gemache, öffnete sie leise die Thür, schritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bey der Hand, der traurig in der Ecke saß, und nur Wasser aus seiner Kürbisflasche trank, und auch die Speisen nicht berührt hatte, die ihm vorgesetzt worden, außer das Brod, und sagte leise zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu sich. Kommt jetzt, da Alles schläft in der Burg! — Bey diesen Worten ergoß sich ein glühendes Roth auf die blassen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf schritt, versagten ihm fast seine Füße den Dienst. Die Magd aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bey der Lampe saß, und stellte den Pilger, der die Kappe seines Gewandes über die Stirn gezogen, vor sie hin. Da fragte—

ihn denn die Gräfin, wie sie sich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten die er besucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beygewohnt hätten. Den Junker von Herisо aber nannte sie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenossen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um es noch Einmal zu begrüßen, und dann auf ewig davon zu scheiden. Und indem er dieses sagte, warf er die Kappe zurück, und sah die Gräfin mit Blicken der Liebe an. Und an diesen Blicken erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, den sie für todt gehalten, und erschrack so, daß sie blaß und sprachlos auf ihren Sitz zurücksank. Da warf sich der Pilger vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und beschwor sie mit rührenden Worten nur noch

Einmal die Augen aufzuschlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Dann wolle er unverzüglich nach Osten wandern, und sich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bey diesen Worten schlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß sich daraus, und ihre Stirn senkte sich gegen die seinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den ersten und letzten Kuß auf die Lippen der ihm so freventlicher Weise gestohlnen Braut." —

Nachdem der Alte so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, sah die um ihn versammelten Zuhörer rund herum mit fragenden Blicken an und sagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen sey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten gerissen, dann durch Gewalt und List in den Ehestand gebracht, und sie darin ohne Grund und Ursache mit Eifersucht gepeinigt hat, wenn sie nun

den ganzen schändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach so langer Frist des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es seiner Pflicht vergessen hätte?"

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, sagten die Männer, wenn's auch schon nicht recht wäre.

Der Junker, sagte Einer, hätte sie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen sollen, damit der Graf bey der Heimkehr das Nest leer gefunden hätte.

Er hätte sie ihm im Kampfe abgewinnen sollen, sagte ein Andrer.

Es soll uns verlangen, wie es ausgegangen ist, sagten die Meisten.

Der Alte fuhr fort: „Der Bollingen war, wie gesagt, spornstreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und

wie er eben in das Gemach trat, und die ersten Grüße gewechselt waren, sagte der Humbert: Weißt Du, Uhlk, daß der Werner heimgekehrt ist? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und es ist deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen sitzt, und daß, wenn sie trauert, es ihm und seiner Buhlschaft gilt. — Da versetzte der Humbert halb zürnend: Wie sagst Du nur, er wird heimkehren, da er ja schon im Lande ist, und wahrhafte Leute ihn gesehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirst wohl thun, ein Aug auf Dein Lamm zu haben, und es mit beyden Augen zu hüten."

„Wie der Graf diese Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durch-

bohrt, und er sah, wie unverständig er sich selbst mitgespielt hatte. Darum lief er auch wie wahnsinnig in dem Gemache umher, schlug sich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! hätt' ich das denken sollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu sich gekommen, befahl er die Rosse augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bey seinem Schlosse gefunden, und was er von diesem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweifle, daß dieses eben der Junker selbst gewesen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Gespräch gefunden. — „Und so hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein rechter Tropf und unverständiger Narr, den Wolf in den Schafstall gesperrt, und damit er recht nach Lust schalten könne, bin ich gar auf und davon geritten." Dann, als ob er sich besänne, sagte er ganz wohlgemuth: „Ich sollte ja wohl eigentlich ganz

froh seyn, daß mir der Bube, so wie ein Gimpel, in das Netz gelaufen ist, wpraus er mir auch nicht entrinnen soll. Hab' ich ihm doch eine gute Wache bestellt, und wenn ich nach Hause komme, will ich ihn in noch bessere Gewahrsam bringen. Damit nahm er Abschied von dem Oheim, schwang sich wieder auf das Roß, setzte ihm die scharfen Sporn in den Leib, und jagte wie besessen davon."

„Gegen Mitternacht kam er an bey der Burg, ritt aber nicht hinein, sondern ließ sein Roß sammt den Knappen draußen, gab dann dem Thorwärter ein Zeichen ihm zu öffnen, und schlich unbemerkt durch die Pforte in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerst nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewiesen, und da er hier seine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tische fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er schnell, wie

sich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverständniß mit dem Junker ihn hierher gelockt habe. Und so stieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme seiner Herr, leise die Treppe hinauf. An der Thür blieb er stehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er Flüstern hörte, riß er hastig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beschrieben, zu den Füßen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der seinigen gesenkt."

„Wie groß nun bey diesem Anblicke der Zorn des Grafen gewesen, ist leichter zu denken, als zu beschreiben. Wie er aber hereinstürmte, und seine wüthenden Worte noch vor ihm voraus, sank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu sich selbst gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden von den herbeygerufenen Dienern Hände und Füße gebun-

den; die Magd aber, welche entschlüpfen wollte, festgehalten. Hierauf befahl der Graf starke Nägel herbeyzubringen und diese in einen der Balken des Gemaches einzuschlagen, und nachdem dieses geschehen war, versuchte er, die Gräfin aus ihrem Todtesschlummer zu erwecken. Da dieses aber vergebens war, gebot er der Magd, was er seinem armen Weibe zuzumuthen Willens gewesen, mit den allergräulichsten Drohungen, den ehebrecherischen Buben, dem sie den Weg in sein Ehebett gezeigt, mit eigenen Händen aufzuhängen. Die Magd warf sich nun zwar vor ihm nieder, und beschwor ihn bey seiner Seele und allen Heiligen, nicht einen solchen Mord zu begehn, indem sie mit den heiligsten Eiden die Unschuld ihrer Herrin und des Junkers von Herisso betheuerte. Aber umsonst. Denn mit entsetzlicher Wuth und flammenden Blicken schwur ihr der Graf, daß er sie lebendig würde verbrennen lassen und den Jun-

ker zugleich mit ihr, wenn sie nicht seinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker diese wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Magd nun gezwungener Weise und unter tausend Thränen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, sprach er folgendermaaßen: Da mich mein Unstern, und nicht meine Schuld in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, so weiß ich wohl, daß Du nicht ablassen wirst, bis Du Dein Bubenstück vollbracht und Deiner ruchlosen Wuth Genüge gethan hast. Darum darfst Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Last ist, seitdem Du mir durch schändliche Lügen die verlobte Braut gestohlen, und die, welche mein war vor Gott, durch Betrug entrissen hast. In Deiner Lüge beharrend schiltst Du mich einen Ehebrecher; aber wisse, der Ehebrecher bist Du,

und in kurzer Frist klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt schon in ihrer reinen Unschuld vor seinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beschlossen hast; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich schreyen wird; dann werden die Trümmern dieses Hauses über Dir zusammenbrechen, so daß kein Stein auf dem andern bleibt, und mit Deinem Fleische werden sich die Vögel des Himmels sättigen."

„Während der Junker so sprach, hatten sie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Balken hinauf, und als sie die Hände von ihm ließen und er nun da hing, schrie ihm der Graf mit gräßlichem Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weissage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht; denn unablässig trieb der Graf die Maurer an, und spottete da-

zwischen des Jammergeschreys der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld nahm. Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenster von außen mit Bretern zugeschlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und ließ den Kellner geißeln, und stieß ihn dann zum Hause hinaus. Denn Alle, meint er, wären mit der Gräfin gegen seine Ehre verschworen gewesen."

„Am folgenden Morgen erscholl die gräuliche Kunde von dem Morde des Junkers von Herisо durch das Land, und daß die Gemahlin des Grafen zum schmählichen Hungertodte neben dem Leichname des Ermordeten sammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim solches vernahm, entsetzte er sich, und schickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, sein Weib der Haft zu entlassen und ihm zurückzusenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in seiner Hand. Da

machte sich denn der Humbert von Aarburg selbst auf, so alt und kraftlos er auch war — denn sein Gewissen schlug ihm wegen der Theilnahme an dem ersten Betrug, und wiederholte sein Begehren in eigner Person. Aber der Graf gab ihm schnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und sagte, sein Herz werde sich seinem Verlangen öffnen, wenn sich diese Steine öffneten. Und dabey legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern seiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander stritten, kam ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Lussi, der Gräfin Vetter, rufe seine Mannen zusammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweyter, der Walter komme mit einem Fähnlein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schlosse zu. Diesem zweyten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Namen seines Herrn,

was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, schalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftlosen Mann in das Verließ; dann schloß er die Thore der Burg und waffnete sein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten sich verschossen hatten, that der Graf mit seiner muthlosen und verdrossenen Schaar einen Ausfall und stieß auf seinen Feind. Dieser ergriff ihn mit gewaltiger Faust, rang eine Zeitlang mit ihm, und stürzte ihn den schroffen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergerissen, die Walpurgs Gemach verschloß. Diese war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und schien zu schlummern; zum Leben war sie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelößtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die

Brust herabgesunken, mehr todt als lebend. Walpurg wurde neben dem Junker von Herisо zur Erde bestattet. Der Leichnam des Grafen wurde den Thieren Preis gegeben, und sein Schloß zerstört. So ging des Junkers Weissagung aus. Humbert aber beschloß kurze Zeit darauf seine Tage im Kloster." —

Jetzt schwieg der Alte, und sah sinnend vor sich hin, als ob er noch Einmal in seiner Seele die alte Zeit vorübergehen ließe. Die ihm zugehört hatten, waren lange still. Endlich sagten Einige die Köpfe schüttelnd: So etwas hört man heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer sagte: Das war wohl der wüsteste Kiltgang, den je ein Mensch gemacht hat! — da fiel das Gespräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geschichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einstmals einen solchen

ausgezogen, in ein Fischnetz gesteckt, einigemal in den See gesenkt und dann so bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den sonderbaren Fisch gelacht hätte; worauf die ganze Versammlung, da es schon spät geworden, sich auflöste, und Jeder mit seinen Gedanken nach Hause zurückkehrte.

2.

Ich durchzog einmal mit einer Gesellschaft, wie sie sich in der Reisezeit leicht zusammenfindet, das Oberland. Die Witterung war vortrefflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig ist, gleichförmig gut. Da wir nun so in dem herrlichen Lande alle unsre Pläne ausführen konnten, jeder Tag in dem ergötzlichsten Wechsel von Bergwanderungen zu Fuß und zu Pferd, in Lustgängen und Wasserfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern

verstrich, und fast jeder Schritt etwas Neues und Schönes zeigte, so waren wir alle in der besten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preisen, das uns den Genuß so vieler Herrlichkeit so ungestört und auf die bequemste Weise gestattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhause eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Raum unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener unerschöpfliche Gegenstand von neuem vorgenommen, und eine unserer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerkte, daß nach dem Genusse der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche risse, und das Gemüth unbegreiflich erweiterte, die Beschränkung auf ein enges Obdach etwas unendlich Süßes habe. Ach, rief sie mit gesteigerter Begeisterung aus, indem sie sich

an unsern Wirth wendete, der mit ausgespreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingehenkt, und mit gedankenlosem Blicke in der Stubenthür stand — Ach, ihr glücklichen Menschen! ihr auserwählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückseligkeit, die sich ein unschuldiges Herz nur wünschen mag! — Ist es nicht wahr, fuhr sie zudringlicher fort, daß dieses Land ein Paradies, und das Leben darin ein Himmel ist? — „Ja, ja, antwortete der Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da ist, die in der Stadt dergleichen nicht zu sehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne scheint, in der Kutsche herausfährt, mit guter Küche im Kutschkasten und schwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch schon recht." — Und nun ergoß sich der Mann in eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner

dieser Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberschwemmungen im Herbst und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr ist. „Und dabey, schloß er endlich, hat der Bauer zu dreschen, Mist zu fahren, die Erde umzuwühlen, bey Sonnenschein und Regen, bey vielem Schweiß und magrer Kost. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unser einer da keine Zeit.“ —

Bey diesen derben Worten erröthete die Sprecherin vor Unwillen; die jungen Herren der Gesellschaft aber, die vornehmlich bey der Tafel und mit dem Glase in der Hand nicht aufhören konnten, die hohe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu besprechen, entrüsteten sich fast über die Aeußerungen unsers unsentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll so hoher poetischer Schönheit ein so unaussprechlich ge-

meiner und prosaischer Sinn aufkommen könne? — Es ist die Folge des schnöden Eigennutzes, sagten die Einen, den die Freunde der schönen Natur, die dieses himmlische Land mit freygebiger Hand bereisen, den Herzen seiner Kinder allmählig eingeimpft haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit seyn, sagte ein Andrer. — Oder eines unglücklichen Gegensatzes — Oder einer abgeschmackten Affectation, wie man ja wohl überall auf Menschen stößt, die ein unseliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andre bewundern, und selbst gegen das Schönste Gleichgültigkeit zu erkünsteln.

Nachdem nun diese Untersuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, sagte eine junge Frau von großer Bescheidenheit und sanftem Wesen, die, fast immer mit ihrem Manne beschäftigt, nur selten an dem Gespräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit ge-

stehen darf, — und warum sollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich ist? — der Anblick dieser ungeheuern Felsen, das Schauen in die unermeßlichen finstern Schluchten, das Brausen der Ströme in diesen geheimnißvollen Tiefen, und das Donnern der Wasserfälle — das Alles erschreckt mich, ja, ich kann sagen, es macht mir Entsetzen und Grausen. Wenn ich weg davon bin, erscheint es mir freylich anders, und ich freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an diese Reise erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müssen, könnte mich krank machen.

Dieses Geständniß, das mit den begeisterten Ausrufungen der ersten Rednerin, und mit den wiederholten Versicherungen der Uebrigen einen schneidenden Gegensatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philosophen unsrer Gesellschaft sahen sich befremdet unter einander an; Ei-

nige hatten Luſt zu lachen; andre zuckten leiſe die Achſeln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Dieſe aber, ohne ſich irren zu laſſen, ſetzte hinzu: Andre mögen anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anſpruch auf Heldenmuth mache, ſchäme mich meines Gefühls oder meiner Schwachheit nicht; und ich will noch überdieß bekennen, daß mich das erſte Lächeln meiner Kinder, ihr erſtes verſtändiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden mehr entzückt haben, als alle Gletſcher und Waſſerfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur ſo freue, wie auf die Rückkehr zu dieſen geliebten Weſen. —

Dieſer Zuſatz brachte die Mütter der Geſellſchaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weiſe über die Erſcheinungen der Natur und ihre Wirkungen

zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres sey; daß allerdings in diesen Schluchten und Klüften, an diesen schroffen Felsen und Abgründen, auf diesen engen und schwindelnden Stegen recht eigentlich das Grausen wohne, so daß Einem oft der Schrecken in den Füßen zittre, und in den Haaren sich sträube — und daß es doch in der That wunderbar genug sey, von dem, was seiner Natur nach zurückstößt, so unbeschreiblich angezogen und begeistert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her gesprochen. Einige meinten, das Entzücken entspränge aus dem Contraste des Gefahrvollen und Todtdrohenden, mit dem Anmuthigen, das die Natur meist auch ihren grausenden Erscheinungen beygesellt habe. Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Wasserfälle, wenn sie im Sonnenglanze ihre schäumenden Strahlen mit

Regenbogen umziehen; oder auf das ewige Eis, an das sich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiste wollte doch diese Erklärung durchaus nicht zulassen. — Daher meinten Andre, das Bewußtseyn der Sicherheit, das ja auch schon ein alter Dichter zur Erklärung des erhebenden Gefühls beym Anschaun des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthsel noch am Besten lösen. Denn die rechte Freude an diesen Gegenständen trete ja eben dann ein, wenn man sie wirklich aus einem sichern Standpunkt beschaue, oder wenn man die Gefahr besiegt habe, wo denn noch die Freude als Verstärkung hinzukomme. Diese Erklärung fand im Anfange den meisten Beyfall, weil fast Alle sie mit ihren Erfahrungen übereinstimmend fanden; doch zeigte sich auch hier bald genug, daß die selbstsüchtige Freude, die man bey vermiedner Gefahr fühlt, nichts gemein habe mit dem Entzücken, dessen Quellen wir

aufsuchten; daß eine gewisse Sicherheit freylich eine unerlaßliche Bedingung bey dem Genusse sey, indem das über dem Scheitel hängende Schwerd die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß aber schlechterdings keiner von uns beym Beschauen jener großen und furchtbaren Erscheinungen sich des Gefühls der Sicherheit mit besonderer Lust, oder gar mit Begeisterung bewußt sey. Man mußte also andre Erklärungen aufsuchen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bey unserer Gesellschaft war, und weil er schwer hörte, nicht oft an dem Gespräche Antheil nahm, trat jetzt näher und sagte: Sie haben sich vorhin, denk' ich, auf einen alten Dichter berufen, der die streitige Frage nicht recht gelöst hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen,

wenn er ſagt, daß den gerechten und ſelbſtſtändigen Mann auch der Einſturz des Himmels unerſchreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unſers Freundes Flaccus geleſen, ohne bey dem Gedanken des Mannes, den er ſchildert, ſich begeiſtert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieſes Gefühls entdeckt hätten — was nicht ſehr ſchwer ſcheint — ſo möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet ſeyn. —

Der Redende ſchwieg hier, als ob er die Beantwortung jetzt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflöſung, ſagte Einer; wir haben uns ſchon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir alſo, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem ich Augenzeuge geweſen bin, und der eine Art von Commentar zu den Worten des römiſchen Dichters iſt. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem

Lande, das, beyläufig gesagt, noch außerordentlichere Erscheinungen darbietet als die Schweiz — geschah es einmal, daß ein fremdes Schiff, welches in den Hafen von Christiansand einlaufen wollte, zwischen den Inseln und Klippen jener Küste in Gefahr gerieth. Wiederholte Nothschüsse kündigten dem Lande seine schlimme Lage an; aber die See war so stürmisch, daß kein Lootse es für möglich hielt, sich dem Schiffe zu nähern und es herein zu führen. Unterdessen füllte sich die Küste mit Menschen an, die jede Bewegung des Schiffes beobachteten, und sie mit ihren eignen theilnehmenden Bewegungen begleiteten. Die Zeichen der Noth wurden wiederholt; und da der Sturm etwas nachzulassen schien, warf sich ein bejahrter Lootse, der schon geraume Zeit mit scharfen Blicken in das stürmische Meer hinausgesehen hatte, in seinen Nachen, und stieß vom Lande ab. Die Theilnahme der versammelten Menge wendete sich jetzt

von dem Schiffe auf den nähern Gegenstand, und sie wurde noch vermehrt, als der Sohn des alten Lootsen herbeyeilte, und durch das Wagstück seines Vaters erschreckt, diesen beschwor, ihm seinen Platz einzuräumen. Aber der Alte wieß ihn mit den Worten zurück: Geduld! Die Reihe kann auch noch an Dich kommen! — und steuerte mit fester Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der leichte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen an dem kühnen Greis, und schon schien das Schwerste besiegt, schon näherte er sich dem bedrängten Schiffe, da erhob der Sohn, der mit unverwandten Blicken jede Wendung des Nachens verfolgte, beyde Arme, beugte sich mit dem Leibe nach der Rechten, stieß einen Schrey des Entsetzens aus — Der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, schlug um und begrub seinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuschauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken,

wie groß die Bestürzung auf dem Schiffe war, dessen Mannschaft hoffend und zagend auf dem Verdecke stand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir Alle das Fahrzeug verloren glaubten, löste der junge Lootse die Kette von seinem Kahn und sprang hinein, indem er ausrief: Es ist zu retten! also mit Gott! —

Ich würde etwas Vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl aussprechen wollte, das sich bey diesem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rücksicht schwand jetzt vor der Bewunderung so herrlicher Kühnheit, die sich ohne Furcht durch das ungestüme Meer, das eben jetzt das Grab des Vaters geworden war, schwang. Die fremdesten Menschen hielten sich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; fast Alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen seines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er sich der

Stelle, die seinen Vater verschlungen hatte — er vermied sie mit sichrer Lenkung und erreichte das Schiff. Der Sturm legte sich, die schäumenden Wellen streckten sich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugsirt. Die Freude, der Jubel war unbeschreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch Einmal den kühnen Lootsen sehen, ihm die Hand drücken oder ein preisendes Wort sagen. Während aber Alle seine That bis zum Himmel erhoben, blieb er selbst kalt. Es ist mein Beruf, sagte er, Vater und Großvater hat die See verschlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes ist. — Einige fragten ihn, ob er sich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben ist mir wohl so lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwey Kinder? und jetzt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu

trösten habe über meines wackern Vaters Todt. — Bey diesen Worten stiegen ihm die Thränen in die Augen; er sah noch Einmal in die See; seine Blicke suchten die Stelle, die seinen Vater begraben hatte. — Um zwey Striche, sagte er, kam er zu weit links. Gott sey ihm gnädig! Er war der liebevollste Vater und der beste Lootse im ganzen Königreich! —"

Hier endigte unser Begleiter seine Erzählung. Sie hatte uns Alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geschehen pflegt, sie wieder vornahm, und sie von dieser und jener Seite betrachtete, nahm das Gespräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, sagte endlich eine der Frauen, Sie sind uns die Anwendung Ihrer Geschichte schuldig geblieben. — Sie macht sich von selbst, antwortete er. Was war die Ursache der Begeistrung, mit der wir den unerschrocknen Lootsen den Abgrund befahren sahen, in den keiner von uns ohne Entsetzen blicken

konnte, und von dem ihn eben in diesem Augenblicke das Schicksal seines Vaters wegzuschrecken schien? Was war es anders als die Freude an der sittlichen Kraft des Menschen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch sie bewährt wird; diese Kraft, die bey dem Einsturze der Welt aufrecht und unerschüttert bleibt; die Furcht und den Tod, die Natur und die Welt besiegt? — Was ist der stärkste Mensch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte sich nur einfallen lassen — wenn er nicht wahnsinnig ist — seine Körperkraft einer Macht entgegenzusetzen, die ihn mit der geringsten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder ist etwa das, was uns den Tod bringt, in den meisten Fällen etwas mehr, als ein leiser Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsschläge, der feindlich mit dem Pulsschlage unsers Herzens zusammentrifft? Und dennoch darf sich der Mensch dieser überschwenglichen Macht entgegenstellen; und

ob sie schon seiner Ohnmacht spottet, wenn sie sich starr in Riesengebirgen erhebt, oder im Sturm zerstörend wüthet, oder in Wasserfällen herabdonnert, so darf er ihr doch dreist die Brust voll Freyheit, das ist, voll des Bewußtseyns seiner höhern Abkunft, bieten. Zu dem Blitze darf er sagen: Du kannst mich zerschmettern; aber ich überlebe dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannst mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannst mich nicht hindern einem Berufe zu folgen, der mir von oben gegeben ist, und Pflichten zu erfüllen, die mir heiliger als mein Leben seyn müssen. — Und daß wir dieses sagen können, daß wir von einer solchen Kraft in uns wissen, daß wir sie in herrlichen und kühnen Thaten zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig sie immer seyn mag. In dieses Gefühl strömen alle Quellen unserer höhern Natur ein, und es ist demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns

der Anblick von Erscheinungen, in denen die Natur ihre überschwengliche Macht offenbart, eben indem sie uns erschrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeistert. Dieß ist denn ganz etwas anders als das Bewußtseyn der Sicherheit, das nur bey jenem Entzücken vorausgesetzt wird, während seine eigentlichen Quellen weit höher oder, wenn man will, weit tiefer liegen.

Diese Erklärung stellte uns sehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzusetzen, bald als Bestätigung, bald als nähere Bestimmung. Der jungen Frau, die zu diesem Gespräche Veranlassung gegeben hatte, strahlte die Freude aus den Augen; denn sie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unsers bejahrten Begleiters bestätigt und erklärt zu sehen. Nachdem Jener geschwiegen hatte, sagte sie mit leisem Erröthen: Ich bin von Natur furchtsam, und die Vorstellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße

der Erde und den weiten Räumen des Himmels schlummern, kann mich ordentlich ängstigen. Dann ist es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe stände, die wir gestern und heute zu unsern Füßen gesehen haben, und als ob ich eine unsichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringsten Bewegung hinabstoßen könnte. Aber wenn ich dann an die stärkere Hand denke, die den schwachen Menschen auf seiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da schwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht aussprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieser Herr so eben gesagt hat, auf Eines hinaus. Denn die sittliche Kraft, die Alles besiegt und überdauert, ist ja doch wohl nur das in dem Menschen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch sonst die Begeisterung kommen? Das Irdische mag ergötzen; entzücken, begeistern

kann nur das Ueberirdische und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieser Erläuterung Beyfall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch so gesprochen hätte. Ich hielt mich seitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwey Tage ging unser Weg gemeinschaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürich: ein Theil der Gesellschaft begab sich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Basel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder gesehen.

3.

Was giebt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarschaft? fragte ich die Wirthin zum Falken. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls schon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Fest im Gange ist. — Allerdings kein alltägliches, ant-

wortete die Wirthin. Wenigstens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann seine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie ist denn das zugegangen? Hat er seine Frauen so schnell nach einander verloren? und hat er sich so wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen so geschwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beydes, sagte sie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, so könnte ich Ihnen hier einen Ausschnitt aus dem menschlichen Leben aufstellen, der freylich nicht ganz so glänzend ist, wie das heutige Fest unsers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenstück der Ehestandsgeschichten eines Englischen Königs, von dem ich als Kind in der Kostschule habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth seyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken ist eine freund-

liche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel niemandem eine Antwort schuldig, und unterhält die Gesellschaft oft mit kleinen Geschichten, die sie beym Vorlegen recht geschickt zwischen ihr Geschäfte einschiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorschlag mit desto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung einige Ruhe vor der Musik zu haben, die jetzt aus dem Nachbarhause herüberzuschallen anfing.

Der König des heutigen Festes, hub die Wirthin an, ist der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düstern Laden auf der Niedeck besaß, und nachdem er sich durch große Sparsamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus seinem einzigen Sohne, wie wohl die meisten Väter wünschen mögen, etwas Besseres machen wollte, als er selbst war. Die Absicht war gut, aber die Ausführung miß-

lung nicht mehr als einem Grunde. Der junge Augustin — dieß war der Name des jungen Menschen — hatte von der Natur nichts als eine feine Gestalt bekommen; Geist wenig, wenig, und wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weise begnügten sich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, sein Aeußeres abzuschleifen, und, unbekümmert um seinen innern Gehalt, ihm den Anstrich einer feinen Bildung zu geben. Die erste Folge dieser Erziehung war, daß er sich seines Vaters schämte, ihn seinen Beruf aufzugeben nöthigte, und selbst, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit seiner ersten Frau verheirathete, in der Mutterstadt einen Großhandel einrichtete.

Augustin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erstenmal heirathete. Seine Wahl schien vollkommen passend zu seyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er,

reich, wohlgestaltet, und von dem besten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während sie sich in dem Besitze eines so feinen Mannes, wie Augustin war, überaus glücklich fühlte, sah er mit Geringschätzung auf eine Person herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter sich glaubte, weil sie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Gesellschaft, die er jetzt allein seiner würdig hielt, keinen passenden Platz fand. Seine Eitelkeit ertrug dieses nicht. Er schalt die arme Frau im Hause, verspottete sie in Gesellschaft, und behandelte sie durchaus mit solcher Geringschätzung, daß sie immer mehr und mehr verschüchtert, sich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in sich gekehrt, ging sie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann sich nicht um sie bekümmerte, bewahrte sie doch die Liebe zu ihm

und die Hoffnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte sie. Sie hinterließ ein Kind, das der Pflege seiner Großmutter anheim fiel.

Augustin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er seine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenschaften besaß, die er an der verstorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeußern verband sie den Anstand einer vornehmen Frau; hatte Talente, machte sogar Verse, und sprach über Kunst und Geschmack mit großer Geläufigkeit. Vermögen besaß sie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbschaft einer reichen, sehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie selbst folgte bey dieser Verbindung mehr den Wünschen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obschon auch diese durch die Aussicht auf eine glänzendere Lage bestochen wurde. Das erste, was Augustin jetzt that, war, daß er seine hochbejahrte Schwiegermutter aus dem

Hause trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, an der sie noch hing, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit diese nicht auch von dem kleinstädtischen Wesen der alten Krämerfrau angesteckt würde. Diese arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Trostes beraubt, und durch den Undank ihres Schwiegersohnes tief verwundet war, starb, noch ehe sie sein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der französischen Kostschule, in die es sein Vater gethan, verwahrlost, wuchs aus, und starb nach wenigen Jahren, ohne von seinem Vater beklagt zu werden. Uebrigens sah sich Augustin durch diese zweyte Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn schwindeln machte, und indem er seine Eitelkeit vermehrte, sein Herz noch mehr verhärtete. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten seiner Frau zogen den jungen Adel in sein Haus und an seinen Tisch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und

vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorlesungen und Schauspielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Augustin selbst kam dabey freylich nicht sehr in Betracht, aber er bemerkte es nicht, oder fühlte sich noch sonderbar geehrt, wenn ihm einer seiner vornehmen Hausfreunde, oder ein Fremder von Rang, im Spiele sein Geld abnahm. Das Schlimmste dabey war, daß er seine Geschäfte über den Zerstreuungen vernachlässigte, und mehr ausgab, als seine Einnahme trug. Auch die reiche Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachlässigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale mit der Erklärung, daß sie es gerathner fände, ihr Geld das Weges zu schicken, auf dem Augustin und seine Frau ihm ohne allen Zweifel nachfolgen würden. Es währte auch gar nicht lange, so traten Verlegenheiten ein, diese zogen Einschränkungen nach sich —

und die vornehmen Gäste blieben, wie es sich von selbst versteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geistreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da sich sein Credit nicht wieder heben wollte, war er grausam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verschwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte sie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entschuldigen konnte, war sie gutmüthig und treu. Auch ertrug sie die Unbilden ihres Mannes mit Geduld, und setzte seinem Schelten nur Thränen und sanfte, versöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau sind, die an einen rohen und gefühllosen Mann gebunden ist, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer schwachen Gesundheit bestürmt wird. Augustins Frau war in diesem unglücklichen

Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward schnell durch den Gram zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Auguſtin folgte ein Bluthuſten, der ſich mehrmals auf dieſelbe Veranlaſſung wiederholte, und ſie bald in das Grab warf. Ihr Todt war voll Jammer, wie ihr Leben geweſen war. Zwar das Abſcheiden von dem Leben fürchtete ſie nicht; aber was ſollte aus den Kindern werden, die ſie zurückließ? dieſen Kindern, an denen ihre Seele hing, und denen ihr Vater ſo gar nichts war?

Als Auguſtins Frau begraben wurde, lag er ſelbſt an einem heftigen Fieber nieder; und mehr als Einmal gaben ihn die Aerzte auf. Dennoch kam er zum Leben zurück. Die Gewalt des Fiebers hatte ſeine ſtarre Natur geſchwächt, und da man ihm erzählte, wie nah er dem Grabe geſtanden, fühlte er ein großes und inniges Mitleiden mit ſich ſelbſt. Das mochte ihn wohl weicher geſtimmt haben, ſo daß er auch an ſeine

eignen Sünden dachte, und an die Leiden, die er seiner Frau bereitet hatte. Einige Tage war er ganz still, freundlich und sanftmüthig, und endlich, als er sein Zimmer wieder verlassen konnte, führte er einen Entschluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war so. Augustins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher sie aufgewachsen war. Beyde liebten sich aufrichtig; und wenn jene auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geschah — Agathen vernachlässigte, so führte sie doch die alte Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück sie bisweilen getrennt, so knüpfte das Unglück ein desto festeres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer sie an diesem Krankenbette gesehen hatte, sprach mit Bewundrung von ihrer Besonnenheit und Ausdauer; von der

ſtlichen Sorgfalt, mit der ſie die Kranke, von der milden Liebe, mit der ſie die Kinder pflegte. Von dieſen Kindern war oft die Rede zwiſchen ihr und der bekümmerten Mutter; ſie theilte ihre Sorge, ſie verſprach ihr, für die Verlaſſenen nach ihren Kräften zu ſorgen. Aber ſo oft ſie auch dieſes Verſprechen wiederholen mochte, immer kehrte die Unruhe der armen Kranken zurück. An deinem Willen, ſagte ſie oft, zweifl' ich nicht. Aber ach — — Und dann ſchwieg ſie und ſeufzte, und die Beſorgniſſe, die ihr Herz belaſteten, ſchienen ſie immer heftiger zu quälen.

Nach dem Tode der Freundin fuhr Agathe fort, täglich bey den Kindern einzuſprechen, ihre kleinen Angelegenheiten zu ordnen, und ſie durch Unterricht und Spiel zu beſchäftigen. Auch liebten ſie die Kinder wie ihre Mutter. Da trat nun Auguſtin eines Tages in die Kinderſtube, als Agathe eben auf ihre Weiſe beſchäftigt war,

schickte die Kinder hinaus und trug Agathen seine Hand an. Und da sie über das Unerwartete des Antrags betroffen schwieg, drang er unabläßig in sie, machte die grossen Verpflichtungen geltend, die er ihr schon jetzt habe, die Wünsche seiner Frau und das Wohl seiner Kinder, denen sie bisher eine zweyte Mutter gewesen sey. Diese Gründe siegten. Die Heiligkeit des Versprechens, das sie der sterbenden Freundin gegeben hatte, und die Ueberzeugung, daß sie nur auf diese Weise den stillen Wunsch des geliebten Abgeschiedenen erfüllen könne, überwanden ihre Bedenklichkeiten; und je unerwarteter ihr Augustins Antrag gekommen war, desto mehr glaubte sie darinne eine Fügung des Himmels zu sehen. An sich selbst dachte sie nicht. So erklärte sie auch dem Oheim, in dessen Hause sie als Waise lebte, wie sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet glaube diese Verbindung einzugehen. Der Oheim, ein rechtlicher und

frommer Mann, unterließ nicht, ihr seine Bedenklichkeiten auseinanderzusetzen; den gesunkenen Credit des Hauses, den nachtheiligen Ruf des Freyers, ihren eignen milden Sinn, der dem Kampfe mit einem solchen Manne schwerlich gewachsen sey; da sie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht sich der Verlassenen anzunehmen, den Wunsch der Verstorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Augustin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einsicht seines Unrechts gekommen sey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerstreben ein, indem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entschluß nie gereut, den Du in so frommer Gesinnung gefaßt hast. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Erwarten aus, so komme bey Zeiten zu mir, damit ich Rath schaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirst.

Nach wenigen Wochen wurde die Hoch-

zeit vollzogen. Agathe weinte sehr; der Oheim sah ernst; aus den Mienen des Bräutigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Festtagslaune war. Die Dienstleute waren ohne Ursache an demselben Morgen ausgescholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerspruchs fortgeschickt, die Kinder selbst, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer gesperrt worden. Verweinte Augen und niedergeschlagene Gesichter empfingen die Braut; schlimme Vorbedeutungen eines Ehestandes, der, wie Sie bald hören werden, einen noch schlechtern Ausgang als die vorigen Verbindungen nahm.

So wie sich nehmlich Augustins Gesundheit wieder befestigt, und die Erinnerung an seine Todtesgefahr wieder verdrängt hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorsätze seinem natürlichen Sternsinn und der nie besiegten

Roheit seiner innern Natur gewichen. Obgleich seine Geschäfte jetzt einen bessern Gang gewannen, auch sein Haus durch die beständige Sühne seiner Frau in eine heitere und stete Ordnung kam, so betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Ursache über seine Launen zu klagen. Die Quelle dieser Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte alzubald, daß er der Liebe zu seinen Kindern, oder dem menschlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit schien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rücksicht überwuchs. Diese Entdeckung war schrecklich. Sie hätte sich gern beredet, daß sie irrte, aber das Vernehmen ihres Mannes, die harten Aeußerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entrissen ihr selbst den Trost der Täuschung. Was nur ein armes Weib in einem solchen

Verhältnisse thun kann, nichts blieb unver-
sucht, Theilnahme, freundliches Zu-
vorkommen, Aufmerksamkeit auf Alles, rast-
lose Thätigkeit — Alles war für das
Muster einer trefflichen Frau. Wer sich
ihr näherte, liebte sie, die Kinder hingen
an ihr, die Dienstleute kannten jeden ihrer
Winke zuvor. Allen war sie ein Engel der
Milde und Güte. Nur über den finstern
Sinn ihres Mannes hatte sie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig hin-
ging vergangen, als Augustin durch eine
Handlungsspeculation nach Paris geführt
wurde. Er verweilte hier länger, als man
geglaubt hatte; aber man meinte, dieses
Verweilen auf die erweiterten Geschäfte se-
tzen zu müssen, von denen die günstigsten
Nachrichten einliefen. Agathe schien in die-
ser Zeit aufzuleben. Nie sah man sie an-
ders als in der Gesellschaft ihrer Kinder,
die Armen an ihren Händen und an ihren
Augen hingen, und keinen andern Wunsch

hatten, als mit ihr zusammen zu seyn. Sie wären Alle glücklich gewesen, hätten sie keinen Vater gehabt. —

Mitten in dieses stille Glück fiel, wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft, ein Brief Augustins mit der Nachricht, daß er in Paris für seine Kinder ein Unterkommen gefunden habe, wo sie eine ihrer künftigen Bestimmung angemessene Erziehung bekommen würden. Die weibliche Aufsicht sey für ihr jetziges Alter nicht mehr passend, zumal Agathe nicht Französisch spräche, was bey einer guten Erziehung das erste Erforderniß sey. Dieser Brief, welcher Agathen und das ganze Haus in die größte Bestürzung setzte, wurde von einem Reisenden überbracht, welcher den Auftrag hatte, bey seiner Rückkehr von einer Handelsreise, die er noch in einige andre Gegenden der Schweiz zu machen hatte, die Kinder mit sich nach Frankreich zu nehmen. Diesen kurzen Aufschub ließ Agathe nicht unbenutzt.

Sie beschwor ihren Mann bey Allem, was ihm heilig sey, bey dem Andenken an die Mutter seiner Kinder, bey den Pflichten, die er gegen diese Kinder selbst habe, seinen Entschluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszusetzen, bis diese Kinder, die sich so erfreulich entwickelten, den Einflüssen der Fremdartigkeit etwas mehr widerstehen könnten. Auch das Schicksal seiner ältesten Tochter und ihren frühen Todt berührte sie mit leiser Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine solche gewaltsame Trennung ihr selbst und ihren geliebten Zöglingen verursachen würde.

Alle diese Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menschliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bey dem entarteten Vater, dessen Entschluß durch ganz andere Rücksichten als das Wohl seiner Kinder bestimmt worden war. Die Antwort kam schnell. Augustin schrieb kurz

und trocken und ohne sich auf Erörterungen einzulassen, daß es bey seiner ersten Bestimmung bliebe, und daß ihm die Kinder ohne weitere Widerrede überschickt werden müßten. Fast zu gleicher Zeit mit diesem Briefe kam auch der Reisende wieder an und nahm die Kinder in Empfang. Die Trennung zerriß jedes Herz. Der armen Agathe, die den wahren Zusammenhang der Sache nicht ahndete, obgleich schon Manches davon in der Stadt umherging, blieb nur noch die leise Hoffnung, einst durch freundliche Worte die Kinder zurückzuschmeicheln, und solche Vorschläge wegen ihrer Erziehung zu machen, die, ohne die Nothwendigkeit einer Trennung, alle Wünsche eines vernünftigen Vaters befriedigen konnten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung so weit gekommen war, hielt sie inne. Ihre Blicke fielen auf die erleuchteten Fenster, hinter denen die Tanzenden wie Schat-

ten schwebten, während einzelne Takte der Musik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! seufzte sie. Ist es doch, als ob Gespenster auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie ist todt, die Arme? fragte ich. — Freylich ist sie todt, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdischen Verhältnisse sieht, so war der Tod das Beste, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freylich — Nun Gott wird ihr gnädig seyn; denn sie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das ist eben das Unglück, wenn ein so weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Faust fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer sind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz sie an einer solchen Frau besitzen; ja, oft ist es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und grausam macht. So ein Mann quält

dann eine Frau todt, wie das Kind einen bunten Wurm, zum Zeitvertreib. —

Ich konnte nicht widersprechen.

Gewiß ist es so, fuhr die Wirthin fort. Ich habe Manches dergleichen gesehen, und alle meine Erfahrungen stimmen darin zusammen, daß, wenn dem reinen Silber einer weiblichen Natur nicht ein härteres Metall beygemischt ist, es durch die rauhen Hände der Männer allzuschnell zu Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie! aber ich rede, wie ich denke, und nicht alle Männer sind von so schlimmer Art. — Ein gutes Herz ist eine gute Sache; aber ohne einen festen Willen, der zur rechten Zeit Widerstand thun kann, ist es eine Quelle von unsäglicher Noth. Man hat uns Frauen oft mit den Bienen verglichen; es giebt kein arbeitsameres und nützlicheres Geschöpf — und ich kann hinzusetzen, auch kein folgsameres und gefügigeres in seiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl

mag manche von dieser Wehr keinen Gebrauch machen; aber sie hat sie doch, und ihre Gegner wissen es. Das ist genug. —

Ich muß hier beyläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bey weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zusammenstimmte. Bey meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Osten und Westen, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreuliche Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feststehenden Haushaltung entspringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich sie schmälen hören, aber ihre Befehle waren bestimmt und unwiderruflich; und da sie sich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, so bewegte sich Alles nach Ihrem Willen mit der größten Stille und Sicherheit. Ich

habe oft gesehen, daß sie mit einem ernsten Blicke die gestörte Ordnung herstellte; und wenn sie ganz still auf die Schwelle der Küche trat, regte sich jede Hand schneller, das müßige Geschwätz verstummte, und Jeder stand an seinem Platz. Ihr Mann, der seine Thätigkeit auf die Schreibstube beschränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte sie nach Verdienst. Dabey war sie die Gutmüthigkeit selbst, und wie sie in ihrem Hause Alles mit Besonnenheit lenkte, so sorgte sie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verständigem Rath und zweckmäßigem Beystand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer so wie sie die Sphäre seines Berufes ausfüllt, auch vor Fürstinnen und gekrönten Häuptern aufrecht stehen darf. —

Fast dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem sie ihre Blicke langsam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung ei-

ner Geschichte versprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir sie vergegenwärtige. Das arme Weib selbst hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, und — unser eines hört Vieles von mancherley Leuten — stimmte zu ihrem Lobe zusammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht ansehen, und seine Nachbarschaft könnte mir fast meine Wirthschaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenster zu stehen. Ein solcher Nachbar, mein' ich, bringt einem keine Freude.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie sehen, daß ich nicht Unrecht habe. Augustin war in Paris durch seine Geschäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bey einigen gewagten Unternehmungen seine Einsichten lieh, und sie dadurch zu einem erwünschten Ziele führte. In dem Hause dieses Mannes lernte er eine Verwandte desselben ken-

nen, die nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre stand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verstand. Mehr als Einmal war sie versprochen gewesen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abschluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bey dem sie lebte, wünschte sie versorgt zu sehen, und da das Wesen des deutschen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, spannte sie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Augustins Eitelkeit fühlte sich durch das Entgegenkommen einer Pariserin, eines witzigen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geschmeichelt; die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausschlag gab, war die Aussicht auf die Erbschaft des Oheims. So war der Handel schnell abgeschlossen. Nichts stand im Wege als Augustins Frau, und die Kinder der

vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erste Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth seiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von diesen verrätherischen Plänen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reisende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemischter Bangigkeit und Hoffnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; sein Benehmen war gezwungen und kalt. Man konnte sehen, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibstube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geschäfte hatten sich nach allen Seiten erweitert, und da sein Haus, wie er sagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er

das größere Haus hier gegenüber, und richtete es auf das zierlichste ein. Seine Frau bekam ihn in dieser Zeit nur selten zu Gesicht. Daß er sie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es war eben, als ob das neue Haus und seine Einrichtung gar keine Beziehung auf sie haben sollte. Und während Jedermann davon sprach, und es besah, das schöne Geräth, die kostbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu seinem Schmucke aus Paris ankamen, saß Agathe, unbekannt mit Allem, in ihrer einsamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man sah ihren Kummer, aber sie selbst sprach nicht davon. Selbst gegen ihren Oheim hatte sie geschwiegen. Sie hatte seine Warnungen nicht gehört; so wollte sie auch jetzt sein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hause war nun Alles so weit eingerichtet, daß es bezogen werden

konnte. Man bemerkte, daß sich Augustin zum Einzuge rüstete, und seine Hausgenossen erwarteten mit Neugierde, was er über seine Frau beschlossen haben möchte. Einige hofften, er werde sie überraschen; Andre, die ihn besser durchschauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten sie die Sache getroffen; was er aber wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nehmlich alle Anstalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend in das Zimmer seiner Frau, die ihn schon seit einigen Wochen nicht gesehen hatte. Sie stand auf, und ging ihm entgegen, schweigend und ernst, wie es der Vernachläßigten ziemte. Er bat sie niederzusitzen, weil er mit ihr zu sprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor sich hinsehend, mit übereinandergeschlagenen Füßen, die goldne Dose in beyden Händen haltend, fing er folgendermaaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu sagen

habe — ich habe es vielleicht schon allzulange aufgeschoben — ist Etwas, das Sie sich selbst schon längst gesagt haben können, und Sie also auf keine Weise überraschen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder gesorgt, und so lange diese Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, sie in Ihren Händen zu wissen. Dieser Rücksicht hab' ich jede andre nachgesetzt. —

Nach einer kurzen Pause fuhr er mit gesenkter Stimme fort: Sie müssen längst, Sie müssen seit den ersten Tagen unsrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geschaffen sind. Der Mensch ist nicht Herr über seine Gefühle; er kann sich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zusammenstimmung der Neigungen, so wie

das Gegentheil davon, ist ein Geheimniß der Natur, über das wir bey dem besten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich sah, daß diese Stimmung gegenseitig war; ob Sie gleich, besser als ich, die Kunst besitzen, Ihre innern Gesinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann giebt sich, wie er ist, und ich habe am allerwenigsten das Talent ein Gaukelspiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuscht, und in jedem Falle sich über lang oder kurz selbst zerstört. Ich habe Ihnen vielleicht durch diesen Mangel an Verstellungskunst trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es ist Zeit, daß dieser gespannte Zustand endige. Mein Besuch und der Vorschlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Absicht. —

Hier hielt Augustin wiederum inne. Agathe wollte sprechen; aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beyden unsre Zufriedenheit wiedergeben kann, ist — Sie sehen es selbst ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie sich in meiner Nähe so wenig glücklich fühlen, so kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vorschlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, sich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunsch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, Etwas von diesem Entschlusse auf meine Rechnung zu setzen. Ich selbst war, als ich diese Verbindung schloß, krank, nervenschwach, von Phantasien und Träumen heimgesucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die sehr reiflich bedacht seyn will; und so will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Genesung von meinem eignen Entschlusse überrascht war. Was ich Ihnen jetzt vorschlage, ist mit mehr Beson-

nenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entschlusse nicht versagen, an dem mein Glück, und ich darf sagen auch das Ihrige hängt. —

Jetzt schwieg Augustin zum drittenmal, faßte seine Frau mit scharfen Blicken, und erwartete ihre Antwort. Sie antwortete nicht. Ihr Herz war empört und kämpfte umsonst. Wen hätte auch dieses Gemisch von Wahrheit und Lüge, diese tiefe, hartherzige, hochmüthige Falschheit nicht empören sollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfolgte, sondern Agathe still vor sich hin sah, und ihre Thränen auf ihren Schooß fallen ließ, fuhr Augustin nicht ohne Bitterkeit fort: Es wird Ihren Entschluß vielleicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, daß, wenn Sie mich aller Verpflichtungen entlassen, ich Ihnen — wie sich von selbst versteht — einen anständigen Gehalt aussetze, und überhaupt kein Opfer scheue, um

eine Sache zu endigen, die — ich wiederhole es — nothwendig geendigt werden muß. Ich beziehe in diesen Tagen ein neues Haus; dieses hier wird, sogleich nach meinem Auszuge, von einem andern Eigenthümer in Besitz genommen. Es würde unpassend und eine unnütze Mühe für Sie seyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Besitzung beziehen wollten, um sich vielleicht nach kurzer Frist wieder von mir zu trennen. Weit schicklicher wird es seyn, wenn Sie sich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bey sich aufnehmen kann, da sich seit Ihrer Verheirathung nichts in seinem Hause verändert hat. In diesem Falle könnten Sie morgen schon von den bestellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum ist, dorthin bringen zu lassen." —

In diesem letzten Abschnitte von Augustins Rede fand Agathe die Kraft zur Ant-

wort. Sie hatte vorher geweint; jetzt waren ihre Augen plötzlich trocken, und mit der tiefsten Verachtung sagte sie: Ich sehe, Sie haben Alles so wohl überlegt, daß es das größte Unrecht seyn würde, einem so gut durchdachten Plan den geringsten Zweifel entgegenzusetzen. Nie hab' ich meinen Willen gegen den Ihrigen geltend gemacht. Es soll auch jetzt nicht geschehen, und da Sie die Rückkehr Ihres Glücks und Ihrer Zufriedenheit nur von unsrer Trennung erwarten, da Sie mit gerochter Ungeduld schon die nächsten Tage dafür festgesetzt haben, so bin ich bereit, Sie ohne Aufschub in den Besitz dieses Glücks zu setzen. Ich spreche Sie hiermit von allen Verbindlichkeiten frey, die Sie je gegen mich gehabt haben, oder gehabt zu haben glauben, und ich habe jetzt keinen Wunsch mehr, als daß nie eine Zeit kommen möge, wo Sie mit Reue an diese Stunde denken müssen —.

So zufrieden nun auch Augustin mit

dem Inhalte dieſer Erklärung war, ſo fühlte er ſich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der ſie gegeben wurde. Er ſtammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünſchte ihr dann wohl zu ſchlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zuſammen, gab es dem Dienſtmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ſchickte dieſes damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu ſagen, daß ſie bald ſelbſt nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzuſprechen. Dann nahm ſie ihren Mantel um, band den Hut feſt, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand geſprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem beſtürzten Oheim aus dem, was ſie ſelbſt gehört hatte, die Erklärung ihrer Botſchaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Abſcheu und Zorn hin

und her gerissen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete seine Herrin. Aber die Nacht brach an und Agathe kam nicht. Voll von ängstlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hause zurück, und hört mit Bestürzung, daß die Frau schon längst das Haus verlassen habe. Wohin sie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verstrich unter fruchtlosem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Augustins unglückliche Frau, und trug sie in das alte Haus. Hier war Alles in größter Verwirrung des Auszugs; für einen Todten war kein Platz mehr da, und so mußte sie nach dem neuen Hause gebracht werden. Das war ihr Einzug; und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erste Gegenstand, der dem neuen Besitzer bey seinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergessen

den diese Begebenheit auf die Nachbarschaft machte; den Jammer des Mädchens, die Thränen der Diener, Augustins starres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hause. Es war schrecklich und herzzerreißend.

Ob sich nun das arme Weib absichtlich in den Fluß gestürzt, oder ob sie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erstere nur allzuwahrscheinlich; die Meisten glaubten es, und Augustin konnte sich nicht sehen lassen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu sehen. Auch wär' es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtschaffnes Weib durch solche Mißhandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es ihr nicht zurechnen, wie unrecht es auch ist. Aber was dürfen die erwarten, die sie mit hartherziger Kälte zu einem solchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann steckte sich in tiefe Trauer, stellte ein feyerliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drey Monaten die Pariser Braut. Vor acht Tagen sind sie angekommen; einige Tage haben sie ausgeruht; dann sind sie Besuch gefahren und haben Besuche angenommen, und heute geben sie der Stadt einen Ball — —.

Der mich mit Hülfe Ihrer Geschichte eine Nacht Schlaf kosten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entschuldigte sich. Ich aber stellte sie durch die Versicherung zufrieden, daß ich ihre Geschichte sehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bey jeder Anwandlung von männlicher Härte an Augustin und Agathen denken würde.

Meine Besorgniß traf übrigens nur allzugut ein. Die einförmige, ewig sich wiederholende, gellende, zerstückelte Tanzmu-

sik, die so von Fern gehört wohl Jedem zuwider ist, kam mir jetzt wie ein Gelächter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhoben wird, zum Hohn ordentlich Takt hält, und, um die Höllenhunde seines Gewissens immer wach zu erhalten, sich bald unmäßig verstärkt, bald tief herabsinkt, jetzt nur lispelt, dann wieder aufschwellend schreyt, sich durch einander wirrt und wieder auflößt, und dann von neuem verwirrt, und wie es selbst nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich nun aber auch einen Augenblick einschlummerte, war es mir eben, als ob ich für Augustins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen sollte, ihn in dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieses fantastische Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir schon recht, daß sie nicht zu ruhig war,

Das Brausen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Musik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerrissenen Wolken über den Himmel hin, und die stille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aar zu meinen Füßen schäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondlichte wirbelte, bald sich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer solchen Nacht aus dem Leben schied. Ach, die tobende Fluth war ihr freundlicher als die Menschen; und der Todesengel, der sie in die schäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit schonungsloser Faust zerdrückt hatte.

4.

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfah-

rungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch seines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längst begraben, und ihr bejahrter Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Kein einziges Gesicht war mehr da aus der vorigen Zeit. Augustins Haus hatte sich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Kellner nach dem vormaligen Besitzer. Der Kellner wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Name Augustin mehrmals genannt worden, erhob sich aus der Ecke des Speisezimmers ein bejahrter Mann in grauem, unscheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bey Seite, nahm die Brille ab, und sagte: Der Augustin, nach dem der fremde Herr fragt, ist ein verdorbener Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hospital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlassen, stattliche Wechsel auf die Ewigkeit gestellt. Hat der Herr

vielleicht auch dergleichen? Es nimmt sie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verlust. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Gespräch, und sagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Augustin verloren, als eine Nacht Schlaf durch seinen Hochzeitball. — Da sind Sie besser weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekostet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben so schlechter Handelsfreund, als er ein schlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariserin — man hätte meinen sollen, sie wäre eine Prinzessin, so groß ging es bey ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an seinen ersten Frauen verdient. Wäre das nicht gewesen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müssen — so arg spielte ihm die französische Æantippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt,

und machte Alles verkehrt. So kam es am Ende zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hause, und mit beidem fast zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte sich vorgesehen. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte sie ein feines Vermögen, womit sie ihrem Manne hätte helfen können. Aber sie behielt es lieber für sich, und half sich damit zu einem neuen Manne, einem französischen Officier, mit dem sie an einem schönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergessen von ihrem Manne Abschied zu nehmen, aber die kostbaren Geschenke, die sie von ihm hatte, und was sie noch sonst etwa in der Nähe fand, vergaß sie nicht. Nun kam Eines zum Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein

Anderer hätte sich lieber in's Wasser gestürzt — seine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was ist aus Augustins Kindern geworden?

Für die hat Gott gesorgt, besser als ihr Vater. Der älteste Sohn ist bey Hohenlinden geblieben, der zweyte jüngst bey Austerlitz. Ihnen ist wohl.

Ich sagte still bey mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

5.

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Bärte nach dem Lusthause des Prinzen von ** gefahren, das er Mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beyde auf einer Lustreise begriffen waren, um diesen Aufenthalt verbotener Freuden zu besehen, den man mir als ein Feenschloß gepriesen hatte. Der Ruf hatte nicht zu

viel gesagt. Die Lage des Hauses auf einer sanften Höhe in der anmuthigsten Gegend voll mannichfaltiger Aussichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die schäumenden Bäche, die sich durch den Schatten duftender Büsche drängen, dann einen Absturz herab über Felsen rauschen, durch sammtgleiche Wiesen wirbeln, und sich entweder in spiegelhellen Seen sammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporstrahlen; der Park mit seiner üppigen Blumenflor, seinen goldnen Vogelhäusern voll von der Farbenpracht des ausländischen Gefieders; seinen zierlichen und reichgeschmückten Kiosken; und endlich das Schloß selbst von einem marmornen Peristyl getragen, über dem sich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Standbildern umgeben, die von dem Geländer des flachen Daches wie Lilien in den blauen Aether treten; die breiten beque-

men Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden eingefügte allegorische Bildwerk, die hohen ehernen Candelaber auf den Podesten; dann die langen Reihen heiterer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabstreuen, während die Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden scheinen; Alles mit Divans von den kostbarsten Stoffen, mit Hausgeräth von den seltensten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geschmückt; und alle diese zierliche Pracht verschmolzen durch das rosenfarbene Licht, das von seidenen, reichgefalteten Vorhängen ausfließt; die harmonischen Concerte der Flötenuhren; die riesenartigen Sträußer von seltenen Blumen, die sich auf vergoldeten Gestellen in den Ekken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieser Blumen wetteifernden Corps in ihren goldnen Ringen; die üppigen Gemälde endlich, die in den geheimsten Zim-

mern die Wände bedecken, und sich in dem Krystalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles Andre, was sich Arabeskenartig durch die größern Gegenstände schlingt, erinnert an die Zaubergärten der Armiden und Alcinen, wie sie Ariostos und Tassos glühender Pinsel geschildert hat.

La Barte, der nach Künstlerweise einen guten Theil seiner Seele in den Augen hat, konnte sich gar nicht satt sehen an aller der Herrlichkeit, zog mich bald zu diesem bald zu jenem Gegenstande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erst bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich sey, den Reichthum auf eine geschmackvollere und würdigere Weise anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher gesättigt. Die Menge aller dieser Werkzeuge der Ueppigkeit ermüdete mich, und bey dem ersten Erscheinen der Langenweile, konnte ich, nach

meiner Weise, nicht umhin auch dem Unwillen über die Bestimmung aller dieser Anstalten Gehör zu geben. Ich sah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einsamen Hause traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der sie auch einmal geliebt und ihr Treue geschworen hatte; den Unwillen seiner Söhne über diese verschwenderischen Ausschweifungen, die sie dereinst vielleicht nachahmen werden; die Vernachlässigung der heiligsten Pflichten; die Gleichgültigkeit gegen das Elend, das sich aus dem Beyspiele schlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde so lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenster treten mußte, um Luft zu schöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unschuldigen Gegend auszuruhen.

Wir hatten diesem Wohnsitze der Wollust schon längst den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit seinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönste, was er

gesehen, wiederholte, es mit Begeisterung und Kennerschaft beurtheilte, ohne in seinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich seine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es ist dem Künstler nicht zu verargen, daß er sich an Werken der Kunst erfreut, ohne sich um ihre Anwendung zu kümmern; daß er die freygebige Kunstliebe auch unabhängig von ihrem sittlichen Werthe schätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends diese Farbenpracht aufgetragen sey; wie viele Seufzer sich mit diesen süßen Düften mischen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt stiegen wir aus; ich, um den Abend noch im Freyen zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorstadt zu essen, aufgeräumten Leuten, wie er sagte, bey denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an lustigem Zeitvertreib. Ernste Ge-

danken verfolgten mich; und je länger ich so mit mir allein auf und abging, desto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müßiggange das Mark der Länder verschwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken versenkt, langsam unter den Arcaden weg nach Hause ging, vernahm ich zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und streifte an ein menschliches Wesen, das sich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb stehen. Was giebt es hier? fragte ich. — Da erhob sich bey dem schwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hause brannte, ein blasses Kind, in schlechte Lumpen gekleidet, und sagte, die Hände nach mir ausstreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machst Du hier? — Ich suche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. —

Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hause Hungers sterben, und ich auch. — Aber warum sitzest Du hier in der einsamen Ecke, statt Hülfe bey Menschen zu suchen? — „Ich kann mich bei Tage nicht sehen lassen, antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel gesetzt." — Und dabey weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton seiner Stimme, auch seine ganze Gestalt, so viel ich davon erkennen konnte, beglaubigte seine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß sich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Almosen nicht geholfen werden könnte. Führe mich zu Deinen Eltern, sagte ich. — Das Kind raffte sich zusammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und

blieb unentschlossen stehen. — Warum bedenkst Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und sagte: Ach, unser Elend ist gar zu groß; wie könnt' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bey mir selbst, auf Dir lastet nicht blos Hunger und Armuth; auch die Schaam der Armuth quält Dich, und der Anblick derer, die, wie Du meinst, zu glücklich sind, um Zeugen Deines Elends zu seyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und sprach ihr Muth ein. Sie sah mich zweifelnd an — Der Trost des Mitleids mochte ihr fremd seyn — dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehen, und sagte mit niedergeschlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegessen, und gestern auch wenig. — Du hast recht, sagte ich, armes Kind. Fast wäre das Erste und Wichtigste vergessen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mäd-

chen etwas davon. Sie verschlang es mit Heißhunger, und ging nun schneller voraus; auch eine Flasche Wein nahm ich im Vorübergehen aus einem Wirthshause mit. Der Weg ging durch schmutzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin that einige schnellere Schritte, schlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauses, blieb auf der Schwelle stehen, und sagte, indem sie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab; nehmen Sie sich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jetzt; die Stufen waren schlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweyte Thür. Hier sind die Eltern, sagte das Kind, indem es die Thür aufstieß. Alles war dunkel. Nur eine Laterne der Straße warf einen Streifen blassen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem sich zwey Leichenähnliche Gestalten

regten. Kömmst Du endlich, Thereſe, ſagte eine ſchwache weibliche Stimme. Ich bin faſt vergangen aus Angſt. Aber mit wem ſprichſt Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da iſt ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe ſchon davon gegeſſen. Wenn wir nur erſt Licht hätten! — Nun ſuchte ſie tappend in dem Winkel eines Fenſters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düſtre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauſes, mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kiſſen, auf die ſich zwey Kranke ſtützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete ſich ein wenig auf; ihre großen ſchwarzen Augen ſtarrten mich wie eine fremde Erſcheinung an; mich anzureden hatte ſie nicht den Muth. Thereſe lief emſig hin und her; eine irdne Schüſſel wurde herbey-

geschafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der diese armen Menschen ihren Hunger stillten, preßte mir Thränen aus. Thereſe weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort gesprochen, sondern nur geseufzt hatte, seine linke abgezehrte Hand in die Höh, und sagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie sehen hier eine sehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht seyn, antwortete der Kranke; wir sind allzu tief in Armuth versunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unsre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes emporhob; dieses Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber sie ist selbst krank geworden, und wir haben keinen Verdienst, so gern wir auch arbeiten möchten. Alle unsre Habe ist verkauft oder im

Leihhaus; selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke haben wir uns begeben müssen, nur um dieses elende Leben zu fristen. —

Wenn ich gestorben wäre, setzte die Frau hinzu, so wäre mir wohl; aber wer hätte dann für diesen armen Mann Sorge getragen? Darum wünschte ich mir Gesundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir sind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienst. — Bey diesen Worten rang sie die Hände und weinte bitterlich. Ich suchte ihr Muth zu machen, versprach das Möglichste für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelassen hatte, entzog ich mich den Danksagungen dieser Unglücklichen. Thereſe geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küssen und Thränen, und sah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es

mir mit Hülfe einiger Beamten der Stadt, mit denen ich in Verbindung stand, diesen Verlassenen die nothdürftigen Kleider wieder zu schaffen, sie aus ihrer ungesunden Wohnung in eine bessere zu bringen, und, als der arme Invalid wieder von seiner Krankheit genesen war, seinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anstellung beym Zollamt zu sichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, dessen es bedurfte, um drey Menschen zu retten, die im Begriffe waren zu verschmachten! Verzehrt nicht in Mesdelices Ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlstand einer ganzen Familie sichert? und fordern nicht die Affen und Lorys des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben so viele Menschen, die keinen Wunsch haben, als nur genügende Arbeit, um ihr beschränktes Leben ehrlich zu fristen? —

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß ge-

setzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Rest ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen besuchte, war ein verständiger und wohlgesinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch seinem Geschäfte mit emsiger Gewissenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emsigkeit selbst, und Therese sah gar heiter und zierlich aus, nachdem sie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt diese Menschen, und wie wenig bedurften sie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung sehen.

Das frühere Unglück dieses Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Wüstling verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber vor Gram gestorben war. Der Vater, ein geschickter Tischler, und ein Ehrenmann in seiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle

seiner Geschicklichkeit und ausgebreiteten Kundschaft, insbesondre aber voll Stolz auf seine mit großer Schönheit begabte Tochter, sah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, seine bürgerliche Ehre befleckt und seinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er sonst sein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauses gestört; die Frau wurde, als eine unachtsame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verstoßen konnte, ging als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in seiner Kunst ebenfalls vorzüglich geschickt, durch den Fall seiner einzigen Schwester, die er auf das zärtlichste liebte, tief gekränkt, wurde theils durch seinen Gram, theils durch den Unmuth des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hause getrieben, und ging zum zweytenmale in die Fremde, um nie

wieder in die Heimath zurückzukehren. Da sich nun der Meister mit schlechten Gesellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar schnell — kam er in seinem Wohlstande zurück, und starb, von Kummer und Unmuth aufgerieben in seinen besten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch seine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie seine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und schwach, und kaum zum Dienste geschickt; doch mußte sie dienen, um ihr Leben zu fristen, meist für geringen Lohn bey schwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung behandelt. In diesem harten Druck hielt ihre Unschuld sie aufrecht, und sie blühte schön und anmuthig auf. Demüthig ertrug sie die unverschuldete Schmach, mühte sich rastlos in ihrem Dienste und widerstand entschlossen jeder Versuchung, mit der die Lüste der

reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unschuld nachstellten. Ein junger Maurergesell, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und da er sie täglich sah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die Augen auf das schöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine so große Liebe zu ihr, daß ohne sie zu leben ihm unmöglich schien. Lange trug er seine Liebe in stillem Herzen mit sich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu sagen, und ob er sie schon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitsamen in ein Gespräch kommen. Endlich geschah es einmal, daß sie Wäsche an einem Brunnen wusch, an dessen Mauerwerke er etwas auszubessern hatte; da faßte er sich ein Herz, half ihr den schweren Wäschkorb vom Rücken nehmen, goß Wasser in den Zuber, und leistete auf alle Weise hülfreiche Hand; endlich sprach er auch von seiner Liebe, und fragte Mariannen, ob sie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Mau-

rergesell der feinste Bursch in der Stadt, wohlgewachsen und groß, von männlicher Bildung, und dabey bescheiden und sittsam; so daß es schwer war, ihm nicht geneigt zu seyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und sie hatte längst merken können, wenn er immer die Gelegenheit suchte ihr zu begegnen, und sie dann mit besondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut sey. Als er aber jetzt am Brunnen von seiner Liebe zu sprechen anfing, erschrack sie so heftig, als ob sie etwas ganz Unerwartetes vernähme, und antwortete lange nicht, sondern wusch immer emsiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und hoffnungslos sagte: Sie kann mich also wohl gar nicht leiden? — Da schlug das arme Mädchen die großen schwarzen Augen verschämt nach ihm auf und sagte: Wie kann Er so reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch so gut bin? Weiß

Er denn nicht — —? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was sie sagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was sie nicht aussprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beschreiben. Er hatte sich angeschickt das Meisterrecht zu erlangen, und hatte sich darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war diese Freude dahin. Durch ein strenges Gesetz der Zunft war die Heirath mit einem unehelichen Kinde durchaus untersagt. Dieses Gesetz zu umgehen, gab es kein Mittel; seiner Liebe zu entsagen, vermochte er eben so wenig. Sein Zustand war traurig. Was früher seine größte Freude gewesen, Mariannen zu sehen und sie zu grüßen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes, der

ihn fast zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszusehen. Es war auch sein einziger Trost.

Während er sich nun auf diese Weise quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühsamer Bau brach zusammen. Diese unerwarteten, diese ungeheuren Ereignisse beschäftigten die ganze Welt. Es gab keine gleichgültigen Zuschauer mehr. Jedermann nahm Partey, die Einen jubelnd und von frohen Hoffnungen beseelt, die Andern zweifelnd und mißbilligend. In allen diesem Getöse vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Gesetze und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch so wäre! dachte er erst. Dann: Ach, wer doch so glücklich wäre in Frankreich zu seyn! da könnt' ich sie ja gleich zur Frau

nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, so werden sie auch viel zu hauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in seiner Erzählung fort, wo mir dieser Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit wieder ein hoher Festtag. Ich sagte Niemandem etwas von meinem Vorhaben, sondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, schnürte ich mein Bündel in der Stille, und stellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupassen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr gesprochen; aber so scheu ich früher immer gegen sie gewesen war, so redet' ich sie jetzt ganz dreist und wohlgemuth an. Ich sagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe fassen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem

Lande versuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, sondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln steht, so komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut ist, und mir Ihr Wort darauf giebt. — Auf diese meine Reden schlug Marianne die Augen nieder, und sagte verschämt: Warum sollt' ich Ihm denn nicht gut seyn; ist Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtschaffen gegen mich seyn wird. Macht Er dann in der Welt sein Glück, wie er sagt, und darf mich heirathen, ohne daß es ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, so will ich Ihm in Gottes Namen folgen. — Da sie nun so sprach, schlug mir das Herz vor unsäglicher Lust, und ich küßte sie und sagte: Bleibst Du mir treu, wie ich Dir, so finden wir uns, nach kurzer

Frist, hier wieder, und alle Freude ist unser.

Das war unser Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, so früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus. Da stand Marianne schon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander sagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darin. Ich sah mich noch so lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit schwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freyen aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer mit mir ging, so ergötzte ich mich an den Luftschlössern, die ich recht nach Herzenslust für mich und meine Marianne baute. Ich schritt dabey immer rasch zu, so daß, wer mich gehen

ſah, glauben mußte, ich ſagte irgend einem nach; und ſo kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Dieſe fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war mir fürs Erſte genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich ſparſam wirthſchaftete, ſo konnte ich bald Etwas zurücklegen, womit ich mir ein Patent löſen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was ſie ihre Freyheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem ça ira, und was weiter damals unter ihnen Mode war, verſtand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich ſchon auch, guten Anſtands halber, an den republicaniſchen Feſtagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bey dem republicaniſchen Lärm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber,

wenn es gehen wollte, zu Hause blieb, an Mariannen dachte, und mich mit Plänen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beschäftigte.

So war ungefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zusammen, und berechnete schon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath seyn, und alle meine Wünsche erfüllt sehen könnte. Meine Ungeduld war groß. Aber ach, als ich schon den Tag meiner Abreise bestimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich schien sich in ein Lager, jede Werkstatt in eine Waffenschmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hause hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienste gezwungen, und mit dem Heere an die Gränze geschickt. Meine Verzweiflung will ich nicht schildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu stellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Lust hatte,

war nicht zu denken. Die französische Sache ging indeß gut vorwärts; nur nicht für mich; denn bey einer geringen Affäre, bey welcher fast niemand von unsern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehen noch jetzt erschwert, und zu gleicher Zeit zerschmetterte mir eine Kartätschenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlassen, aber so wie Sie sehen. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich sich immer mehr verwirrten und verschlimmerten, kam ich nach mancherley Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wissen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beschloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weise zu suchen. Mein Christenthum hatte ich immer rechtschaffen getrieben; des Rechnens war ich

auch kundig; und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu schreiben. Ich errichtete also eine Winkelschule, und erwarb mir, wenn ich den ganzen Tag Unterricht gab, nothdürftig so viel, als ich zu Nahrung und Kleidung brauchte. Von Mariannen hatte ich seit einigen Jahren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn' Unterlaß an sie, und dieser Gedanke betrübte mich; aber was ich auch immer thun mochte, mich seiner zu entschlagen, es war Alles umsonst. Ich war in die Welt gegangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und es mit ihr zu theilen; statt dessen hatte ich einen verstümmelten Körper, Armuth und Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war noch wie sonst da; aber die alten Wünsche wurden durch meine elende Lage und die Schaam erstickt.

An einem Feiertage, der für mich meist ein Fasttag war — denn meine Schüler be-

zahlten mich Stundenweiß — ging ich zur Abendzeit vor die Stadt, und da mich das Gehen schnell ermüdete, und ich gerade heftige Schmerzen an meinen alten Wunden fühlte, setzte ich mich in den Schatten der Bäume an dem Gerberbrunnen nieder, und dachte an den Abend, wo ich auch an einem Brunnen zum Erstenmale mit Mariannen von meiner Liebe gesprochen hatte. Diese Erinnerung machte mir das Herz weich, und da ich zugleich an alles das Unglück denken mußte, das mich seitdem betroffen hatte, an die Vereitelung aller meiner Hoffnungen, und daß es jetzt so gar nichts mit mir sey, und ich dabey in den tiefen dunkeln Brunnen sah, wandelte mich eine Versuchung an, mich hinabzustürzen, und so mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende zu machen. Mit halbem Leibe stand ich über die Lehne gebeugt, und ich glaube, ich hätte der Versuchung nicht widerstanden, hätte mich nicht mit Einemmal

aus der Tiefe des Wassers eine weibliche Gestalt angeschaut, die sich meinem abgezehrten bleichen Gesichte gegenüber erhob. Ich sah in die Höh, und an der andern Seite des Brunnens stand, eben im Begriff den Eimer herabzulassen, ein Mädchen, das ich auf den ersten Blick für Mariannen erkannte. Bey meiner raschen Bewegung erhob sie ihre Augen auf mich, wendete sich aber, ohne mich erkannt zu haben, sogleich wieder zu ihrem Geschäfte, so daß ich unentschlossen war, ob ich sie anreden sollte. Auch war ich so bestürzt und verwirrt über diese unverhoffte Erscheinung, gerade in diesem Augenblicke und bey solchen Vorsätzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. Endlich, da sie den schweren Eimer mühsam heraufwand, wurden meine innersten Gedanken laut, und ich sagte, ohne recht zu wissen, daß ich sprach: Ehedem, Kind, konnt ich Dir bey solcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabey hob

ich den Stummel meines rechten Arms in die Höh, indem ich zugleich die Linke nach ihr ausstreckte: Du mußt diese schon für beyde nehmen, sagte ich; auch kömmt sie vom Herzen. Bey diesen Worten faßte mich das Mädchen mit scharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und stürzte mit seiner Last in die Tiefe hinab; sie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beyden, und sagte: Ist das möglich, Thomas? — Und dann sah sie mich wieder an, und die Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie verhüllte sich das Gesicht. — Das ist das Glück, das ich Dir versprach, sagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich selbst nur halb, und sonst Nichts. Aber wie steht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienst nicht — wie es auch ihr schlimm ergangen, zumal seitdem sie nichts mehr von mir gehört habe, denn vorher hätte sie

Alles in froher Hoffnung ertragen; wie sie dann, um mannichfaltiger Kränkungen willen, den Entschluß habe fassen müssen, ihre Heimath zu verlassen und hierher zu ziehen. Jetzt stehe sie bey einem Lohgerber im Dienst, und hätte, obgleich der Arbeit viel sey, doch über nichts zu klagen, wenn nicht der Sohn vom Hause ein Auge auf sie geworfen hätte, und ihr unabläßig mit Heirathsvorschlägen anläge. Sie hätte darauf natürlich nicht hören wollen, weil sie ja mit mir verlobt sey; da er aber doch nicht abgelassen, in der Meinung, ich käme doch nimmer zurück, hätte sie ihm endlich auch den Mangel ihrer Geburt gesagt. Er aber habe ihr geantwortet, man nehme das hier zu Lande nicht so genau, wie anderwärts, und er wolle schon machen, daß es nicht an den Tag käme. Hierauf habe sie den Eltern die Absichten ihres Sohnes entdeckt, ihre Abkunft aber aus Scheu verschwiegen; doch da die Eltern, aus Liebe zu dem ein-

zigen Sohne, sich seinen Wünschen gar geneigt bewiesen, und auch in sie gedrungen hätten, hätte sie ihnen auch ihr Geheimniß gesagt. Anfänglich hätte dieses Geständniß großen Eindruck auf sie gemacht, und es sey eine geraume Zeit nicht mehr die Rede von der Sache gewesen; da aber der Sohn ganz tiefsinnig geworden, hätten die Eltern sich auch wie er über jene Bedenklichkeiten hinweggesetzt, und lägen ihr nun seit gestern noch heftiger an. Und doch kann ich ja nicht, setzte sie hinzu, und jetzt noch weniger als je.

Wir mußten uns nach diesen flüchtigen Mittheilungen trennen, nachdem wir ein zweytes Zusammenkommen verabredet hatten. Wie ich aber an jenem Abend nach Hause gekommen, weiß ich nicht. Alle meine Gedanken waren in Aufruhr, und einer stritt gegen den andern. Ueber Alles aber leuchtete die Treue des Mädchens und mein eigner armseliger Zustand heraus; so

daß, wenn eine frohe Hoffnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich selbst mich wieder in die tiefste Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit diesen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zusammenfanden, und Marianne mir erzählte, sie habe einen neuen Sturm aus zuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt sey. Hierauf hätten sie ihr den Dienst aufgesagt, und so freundlich diese Leute sonst gegen sie gewesen, so hart wären sie jetzt in ihrem Unwillen gegen sie. In einigen Wochen müßte sie abziehen.

Bey dieser Nachricht, fuhr der Invalid fort, stand ich so bestürzt, wie ein kranker kraftloser Bettler, dem das Glück einen großen Schatz zuwirft, und da er ihn weder fortschaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landstraße zurücklassen muß. So unaussprechlich ich Mariannen liebte,

oder eben, weil ich sie so heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, sie zur Theilnehmerin meines Elends zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, sie an einen andern zu verlieren, ertragen zu müssen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Gesell, welcher sich um sie bewarb, ein wackrer Mensch war von guten Gesinnungen und sehr leidlichem Wesen, und noch überdieß mit der Aussicht auf ein anständiges Vermögen, so daß eine Verbindung mit ihm von vielen gewünscht, für ein so armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein seltnes Glück zu seyn schien. Ich sagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile schilderte, die sie um meinetwillen ausschlüge, stellte ich diesen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich selbst der wesentlichste Theil war. Nachdem ich nun Alles erschöpft hatte, um

ihren Sinn umzulenken, sagte sie: Ich erkenne auch in dem, was Du sagst, Dein rechtschaffenes Gemüth, und ich liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfst, weich' ich nicht von Dir. Wolltest Du auch Dein Versprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, so bleib ich doch bey dem meinigen fest.

Da ich sie nun so festen Sinnes sah, drang ich mit Vorstellungen nicht weiter in sie, sondern sagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath fassen. Und so trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hause, bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, so war es jetzt, wo sie eine so schwere Prüfung bestand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, diese große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir schien, zu mißbrauchen, und sie der größten Vortheile zu berauben, um sie in meine Armseligkeit hineinzuziehen. Nachdem ich mich also die ganze Nacht mit mir

berathen, und schmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entschluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, schrieb dann einen Brief an Marianen, worin ich sie beschwor mich zu vergessen, und dem Winke der Vorsehung zu folgen, die ja ihr Glück augenscheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abschied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Rechenschüler zur Bestellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krücke und ging mit dem Vorsatze, in meine Vaterstadt zurückzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann diesen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen ist es wohl schwerer geworden, die Thränen zurückzuhalten, die ihn überwältigen wollten. Indeß mochte wohl diese große Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überstanden hatte, Schuld daran seyn, daß ich im ersten Nachtquartiere — es waren nur we-

nige Meilen Wegs und ich hatte mich anstrengen müssen, es zu erreichen — daß ich hier krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortsetzen konnte. Ein heftiges Fieber brach aus; ich hoffte auf den Todt; auch gaben mich Alle verloren, die mich sahen. Dennoch siegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, saß der Engel der Treue und Liebe, meine himmlische Marianne, an meinem Lager, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerst, es sey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich sie mit starren und unglaubigen Augen ansah, sagte sie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch so weit von mir fliehst, ich finde Dich doch. — Hast Du nicht einen Brief von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete sie; aber ich habe Deine Liebe daraus gelesen, und nichts Anders; denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen

geschrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gefolgt, sondern meinem Sinn. — Und nun erzählte sie mir, wie sie unablässig geforscht habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erscheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich sah, daß ihre Treue jede Prüfung bestand, faßte ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entschluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgestanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genossin meines Elends. —

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich setzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo sie konnte, und arbeitete mit unermüdlicher Emsigkeit Tag und Nacht. Wir lebten wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beyden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir

immer genug. Der Himmel schenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unserer Glückseligkeit. So hatten wir neun Jahre zusammen gelebt, ohne daß etwas unsre Zufriedenheit störte; als eine scheinbare Verbesserung unserer Lage uns in das grenzenlose Elend stürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt sich so. Ein großer Theil des Verdienstes meiner Frau bestand in Musselinstickerey für eine hiesige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß ist. Da sie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam sie dem Fabrikherrn zu Gesicht. Ihre Gestalt mochte ihm gefallen, und so suchte er sich durch freundliches Benehmen gegen sie, und durch die guten Preise, die er ihrer Arbeit machte, bey ihr in Gunst zu setzen. Von bösen Absichten ließ er nichts merken; vielmehr schien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu seyn; so daß,

als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeisters in seiner Fabrik anbieten ließ, wir diesen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Ursache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unsre Lage wesentlich verbessert hatte, und wir arbeiteten mit größerer Lust, weil es für einen so guten und wohlthätigen Herrn geschah. Aber leider dauerte dieser glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Absichten unsers Herrn traten und allzubald an das Licht, erst in scherzhaften Anspielungen, dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu lassen. Meine Frau verschwieg mir nichts. Sie war die Erste, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihren Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhältnisse auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindseligkeit ausarten müßte. Ihr Rath stimmte mit meinen Ansichten überein, und

ich verschob seine Ausführung nur so lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden hätten.

Während wir mit diesen Gedanken beschäftigt wären, und Pläne für die Zukunft machten, verhängte die Vorsehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unsers Herrn gehörte eine Person, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhältnissen gelebt, und die jetzt ihre Reize, aber noch nicht ihre Ansprüche verloren hatte. Meine Anstellung in dem Hause war nicht nach ihrem Sinne; als sie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu meiner Frau zu bemerken, kannte sie ihrer Eifersucht kein Maaß, und beschloß unsern Untergang. Der Verstellung gewohnt, bedeckte sie ihre Gesinnungen mit Freundlichkeit, süßen Worten, und Freundschaftsversicherungen, die so übertrieben waren, daß sie bey minder arglo-

sen Menschen Verdacht hätten erregen müssen. Immer machte sie sich bald dieses bald jenes bey uns zu schaffen, lud meine Frau zu sich ein, machte ihr kleine Geschenke, und zeigte ihr bey jeder Gelegenheit die Kostbarkeiten ihres Herrn, die sie unter Beschluß hatte. In welcher Absicht dieß geschah, ahndeten wir nicht; und so fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorsicht dabey anzuwenden. Nun war ich am Sanct Johannis Tage mit meiner Frau und dem Kinde vor das Thor gegangen; und wir hatten, wie immer in dieser Zeit geschah, über unsre Lage gesprochen, und da die Zudringlichkeit des Herrn von Tag zu Tag heftiger wurde, den Entschluß gefaßt, unser Vorhaben nicht länger aufzuschieben, sondern noch in derselben Woche unsern Abschied zu fordern. Wie groß aber war unsre Bestürzung, als wir bey der Rückkehr nach Hause unsre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperson darinne fan-

den, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Ursache hieß es, der Herr hätte, seitdem wir im Hause wären, bald Dieses bald Jenes vermißt; erst Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine kostbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe sich nun auch, da man zu einer Nachsuchung geschritten, so vollkommen bestätigt, daß alle vermißten Gegenstände in den Winkeln unsrer Wohnung versteckt gefunden worden wären. Es half nichts, daß wir unsre Unschuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achseln, berief sich auf höhern Befehl, und ließ uns einsperren. Unglücklicher Weise für uns waren gerade in dieser Zeit mehrere bedeutende Diebstähle in der Stadt verübt worden, deren Urhebern bisher ohne allen Erfolg nachgespürt

worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Untersuchung mit großer Strenge vorgenommen. Zwar erklärte unser ehemaliger Herr bey den Gerichten, er sey mit der Wiedererlangung seines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerste getrieben zu sehen; aber diese Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unser Eingeständniß, um uns strafen zu können; und so vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtlosen Verhören gequält, und bald mit Drohungen geschreckt, bald mit Versprechungen gelockt wurden. Da ich nun sah, daß die Sache kein Ende hätte, wenn ich mit dem zurückhielt, was mich allein retten konnte; so deckte ich dem Richter ins Geheim unser ganzes Verhältniß auf, und so gelang es mir denn, ihm unsre Unschuld so klar vor die Augen zu stellen, daß kein Zweifel mehr

dagegen erhoben werden konnte. Unsre Sache endigte nun schnell; wir waren frey, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbestimmte Verdacht, der bey den meisten Menschen gegen Beschuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unschuld erkannt worden ist. Die Folgen hievon zeigten sich bald. Alle frühern Quellen unsers spärlichen Unterhaltes waren versiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menschen fehlte, und die Ahndung dieser Ursache machte uns Menschenscheu. So sahen wir uns bald genöthigt, um dieses armselige Leben zu erhalten, zuerst unsre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichste kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu siechen; nur die Sorge um mich hielt sie aufrecht, und ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß Gott den Unschuldigen doch nicht ganz verlassen

werde. Was sie in dieser Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unser Zustand war — Sie haben selbst unser Elend gesehen, — so ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröstete sie mich, sprach mir Muth ein, und verwieß mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und sie selbst die Kraft sich aufrecht zu halten verloren hatte, ergab sie sich in den Todt, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend still vor sich hin. So wären wir auch wohl dahin gestorben, wenn nicht der Jammer unsers Kindes gewesen wäre. Dieser brach das mütterliche Herz. Sie schickte sie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehen. Ach, sie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zurückgekehrt, um mit uns zu verschmachten, wenn sich der Him-

mel unser nicht eben in dem schrecklichsten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieses ist die Geschichte des wackern Thomas und seiner trefflichen Frau. Wie rauh sind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröstlich ist auch die Erscheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer so unaussprechlichen Elends! Wo bewährt sich die unvergängliche Kraft der Liebe als im Leiden? und ist nicht eben eine solche Bewährung auch schmerzlicher Leiden werth? Was ist alle irdische Lust, was sind alle Erinnerungen an üppige Feste voll Rausch und Sinnenlust gegen das Wort, das den Grabstein eines treuen Paares schmückt: Wir haben unaussprechlich gelitten und uns unaussprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden besiegt.

6.

Auf der rechten Seite des Bartholomäus-

ſtes, unfern der Eiskapelle, zieht ſich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite ſteigen die Felſen, behauenen Wänden gleich, nackt und ſchroff zum Himmel empor; auf der andern lagern ſich abgeriſſene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwiſchen denen magres Nadelholz wurzelt. Auch über dieſe hinaus ſtarren kahle Felſenſpitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeyer, die oft mit ihrem Raube belaſtet über den See hin ſchweben, und den hartenden Jungen im Neſt ihre erſehnte Ankunft durch lautes Kreiſchen verkündigen. Ein ſchmaler Fußſteig führt an der Waldſeite dieſer Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Waſſerfäden im Bogen ſpringen, und den Wandrer mit zartem Waſſerſtaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo ſich ungeheure Marmorwürfel über ſeinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem ſich Fel-

sen an Felsen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Gesimst herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze sich schlingend, flattern umher, und umziehen das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finster überbaut, an andern wieder sich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch das Klatschen einzelner Tropfen gestört wird, die in langen Pausen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von seinem Neste in den Felsenspalt. Am Ende des unermeßlichen Doms senkt sich der Fußsteig wieder herab einer steilen Felsenwand zu, die den Ausgang zu schließen scheint. Das Gewölbe öffnet sich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und sich von der Felsenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines

offnen Thals überraschet. Ein grüner Teppich bunter Wiesen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingesenkt, breitet sich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches gestickt, der sich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Meuthe und die bunten Wasserlilien an seinem Rande getränkt hat, sich zur Rechten über eine Reihe schwarzer Marmorstufen breitet, und unter üppigem Dornengebüsch schäumend und brausend verliert. Am Rande der weiten Wiese schwillt der Boden zur Linken und Rechten zu sanften Hügeln auf, die sich von Büschen gekrönt über einander bauen, und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Castanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweyten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offne Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte, und zu beyden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Stakettenwerk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwey jungen Geisen neckten. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib die Spindel drehend, mit einem kleinen schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem

Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Warum denn nicht? antwortete sie mir mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch Einmal angestoßen hatte, ging sie mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Gottes Namen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm, und verschwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu seyn. Die Kinder spielten unbekümmert fort, bis die jungen Geisen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hinterdrein, und sahen mich mit ihren großen heitern Augen an, und antworteten

auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon von lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm über den breiten Schultern, und auf beyden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen sich an ihn; er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Will-

kommen" und „Woher des Landes?" aber so freundlich und wohlmeinend, wie man mit einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beyden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Her-Reden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sey, nach Berchtesgaden zurück zu kehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bey dieser heiteren und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchalischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefäl-

lichkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der mir den beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot. Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbesieglichen Verlangen die Welt zu sehen — einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Bendtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntnisse. Da er aber mit offnen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahr so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres;

und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen Füßen schoß, und die kleinen leisen Wellen so süß flüsternd den Sand bespülten, und immer wieder zurückglitten und wiederkamen, da war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenseits riefe, und er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, zu sehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menschen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er sagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück. Mehr als Einmal, fuhr er in seiner Erzählung fort, war ich versucht, mich in fernen Gegenden unter vortheilhaften Verhältnissen niederzulassen; aber so lockend auch oft die Aussichten waren, und so geneigt ich den Anerbietungen seyn mochte, die mir gemacht wurden, so traten mir doch im-

mer, wenn es zum Entschlusse kommen sollte, die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe gespielt, der Bach, in welchem ich gefischt, und der stille Heerd, wo ich so oft bey der Lampe auf die Geschichten meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben so wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einsamen Heimath zurückgekehrt waren. Und so groß meine Begierde nach neuen Dingen war, so lag doch immer unser einsames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrunde, und jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und schöner Länder hatte, wurde doch immer erst dann recht groß, wenn ich dachte, wie ich mir das Alles in der Heimath wieder vorstellen und Andern beschreiben wollte. Darum hab' ich auch nie meine Landestracht abgelegt, noch mich sonst der väterlichen Sitten begeben; und wenn sie gleich

den Menschen zuerst sonderbar vorkamen, so hab ich doch oft wahrnehmen können, daß sie mich eben darum lieber hätten, weil ich so treu an meinem Berglande hing. Denn es giebt wenige Menschen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen gesinnt wären, wie wir, wenn sie es sich auch nicht immer so merken lassen. So war ich nun bis in das sechste Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verschriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, sah aber viel, und hörte noch mehr, so daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut gewesen wäre, sicher mehr Angst als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine

Ruh, wenn ich nicht Alles sah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenschmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herren mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen durch den Kopf, und ich dachte bey mir: Auf meiner Hochzeit geht es natürlich so prächtig nicht her, wenn es auch schon nicht an Bändern und Flinkern fehlen darf, aber schöner und lustiger soll es sicherlich seyn. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen, so groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hause zu seyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Herde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeschreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinne, als die Braut, die ich mir aussuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchse durchwandern würde. Sobald ich also eine Ge-

legenheit fand, schiffte ich mich ein, und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemandem sagen, wie mir zu Muthe war, als ich bey München vom Gasteig aus unsere Alpen zum erstenmale wieder sah, und das ganze lange schroffe Gebirge mit seinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, an dem hellen Himmel gemahlt sah. Ich mußte niederknien, und die Arme nach dem Lande ausstrecken, das mich ausgesendet hatte, und nun wieder zu sich rief; nicht anders als ob hinter mir Alles versunken, und nur dieser einzige Ausschnitt der Erde voll Herrlichkeit, Glück und Hoffnung übrig geblieben wäre. Und noch war die Sonne am andern Morgen nicht aufgegangen, als ich schon auf dem Wege nach Wasserburg war, und den Bergen zueilte. Nach einigen Tagen, in denen ich mir nur die allernothwendigste Rast zum Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in

unser Thal zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schau-Lust geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte, nachdem ich seinen Segen empfangen hatte.

Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichen Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig und immer von neuem aufgefrischt. Nun hatte ich einst als Knabe, und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirthes ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank

und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehen. Ich sprach damals nicht weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufstiegen, war ich auch mit Einemmale wieder im Pusterthale vor dem Wirthshause, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehen hätte, und auf der Welt niemand anders lieben dürfte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen andern gehei-

rathet haben, oder wohl gar gestorben seyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überliefen mich erst, als ich wieder zu Hause saß, und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmahlen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, sondern mich auf einen Stein setzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beschienen wurde, behielt ich mit seinen schimmernden Fenstern und seinen röthlichen Rauchsäulen immer im Ge-

ſicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen ſo wunderbar durch einander, daß ich es niemandem zu beſchreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit ſchalt, und mir Muth zu machen ſuchte; denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beyde Hände ſtützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun ſo da ſaß in meiner Armſeligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückgehen ſollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Mandoline, und ein mir wohlbekanntes Italieniſches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger ſelbſt hinter mir und grüßten mich. Da ſchämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zuſammen, ſo gut ich konnte, und

fragte: Wohin des Wegs, ihr muntern Herren? — Nicht weit hin, antwortete der Musikant, und zeigte mit seinem Werkzeuge nach dem Wirthshause. — Da können wir ja Gesellschaft machen, sagte ich froh und bang zugleich; denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Musik eingestellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hause bestellt sey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthschaft gut sey. — „Das Haus, sagte der Jüngere meiner Begleiter, ein schwarzäugiger munterer Gesell, ist leicht das beste im ganzen Tyrolerland, und die Wirthschaft reinlich und nett, obschon der Wirth seit ein Paar Jahren schon gestorben ist. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthschaft zusammen.“ — Das Herz schlug mir; die Hoffnung regte sich wieder. Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das ist ein Satan! Seit ich hier im Lande

herumziehe und Prospecte mahle, komme ich wenigstens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken soll. Aber das hat gute Wege. Kaum das man sie zu sehen bekömmt, und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu sprechen, gleich ist die Alte mit ihren Falkenaugen bey der Hand, und schickt sie auf den Boden oder in den Keller. — Hat sie denn eine hübsche Tochter? fragt' ich ganz schlechterdings. — Ey so fragt, antwortete der Mahler? Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Wunderk im Pusterthale gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hause weg in der Fremde gewesen, antwortete ich, und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich sehen, sagte

der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen verliebt, wie dieser arme Bursche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch so viel in der Welt herumgewesen seyn, aber dergleichen Schönheit habt Ihr schwerlich schon gesehen. — Und nun schilderte mir der beredte Gesell das siebzehnjährige Kind, wie schön und anmuthig es sey, und wie sittsam und verständig zugleich. Ich verlor kein Wort. Das ist sie, dacht' ich, nur größer, schöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt so rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kömmt Euch auch schon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehen, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt. —

Dieser letzte Zusatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll frohen Hoffnung, und da der Mahler jetzt in den Nähe des Hauses seine Mandoline wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anstimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und sang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weissagung guten Erfolgs, mit dem vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir ohnlängst dem Hause nahmen, und da stand noch schon die Wirthin in der Thür — eine stattliche Frau, die normals schön gewesen sein mußte. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die ersten Reden gewechselt, so war ein Gespräch im Gang, in welchem sich die Neckereyen und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht. — Ihr sperrte

sie uns doch nicht wieder ein? sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juwel ist, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer herauskommen lassen. — Wenn Ihr auch eben keine Diebe seyd, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus Euern schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus, und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken. — Die Gänze schüttelten den Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehen hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Rußbäumen Tafel zu halten. Die Musik wurde auch wieder angestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lustige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich eben ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ein ängstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause erscholl, und in demselben Augenblicke eine helle Flamme aus dem Schornstein empor schlug. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende, Nanny sey, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es seyn müßte, auch aus einem glühenden Ofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenschoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwey Sprüngen hinauf, faßte sie um den Leib, und riß sie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke versenkte, setzte

sie war dem Hause ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu sehen. Diese hatte sich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdessen war der Mohler und sein Freund auch nicht müssig gewesen, und da es an Wasser nicht fehlte, gelang es unserm gemeinsamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn ich hatte ganz recht geahndet, betrachtete mich von diesem Augenblicke an wie einen Freund, dem sie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich sie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Besitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von sechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib, in die einsame Heimath, wo Sie sie unter ihren Kindern

gesehen haben. Wenn da machen wir jährlich eine Wanderung in das Pusterthal — alle wie wir sind, auch die kleinsten Kinder, um die alte Mutter zu besuchen, die noch immer in der Wirthschaft hilft. Ausserdem aber verlassen wir das Haus nur an Festtagen, um in die Kirche zu gehen; so bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unserer Einsamkeit so still und glücklich, als ob sie ein Paradies, und wir die Königs der Welt wären. Unsere Kinder sind unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborene Wanderlust, und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, bis er stärker und tüchtiger geworden ist. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß seinen Lebenslauf schon zum voraus, und daß er, wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich lang genug umgesehen hat, in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen, und

sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird. —

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Alpners!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oasis zurückgekehrt, zu diesen glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freye Jugend. —

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an Beschränkung geknüpft ist — an Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern

erhebt. Er stürmt, so bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus, ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehen, und von Stern zu Stern schreiten können. Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht; und wenn er sich auch noch so kühn in die Wellen wirft, und noch so rastlos kämpft, muß er endlich doch erkennen, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er auch hier, um nur Etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und sich darein ergeben muß, bey Vielem, was seinen Forschungstrieb reizt, vor dem verschleyerten Heiligthume der Wahrheit stehen zu bleiben.

Glücklich noch, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freygewählter Beschränkung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verschmachtet! der nach langem Bemühen zu der Kenntniß seiner Schranken gelangt, und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.

7.

Es ist ein grosser Unterschied zwischen der Beruhigung, die aus der Ueberzeugung

entſpringt, und der Ruhe des Trägen, der ſich nicht um Wahrheit kümmert — zwiſchen der Gewißheit, etwas nicht wiſſen zu können, und der Gleichgültigkeit gegen das Wiſſen überhaupt. Ein Epiktet unterwirft ſich der Nothwendigkeit, die ihn aus einem Freyen zum Sclaven macht, und bleibt frey; ſein phrygiſcher Mitſclav, zu ſeinem Stande geboren, iſt gleichgültig dagegen, und wird, auch wenn ihn ſein Herr entläßt, ein Knecht bleiben. Jener iſt ein Weiſer; dieſer kaum ein Menſch. —

Der trägen Armuth folgt die Verachtung nach; Krates, der ſich freywillig ſeiner Güter begiebt, um als ein Weiſer zu leben, iſt faſt ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Ausbreitung ſtrebt, ſo auch die Natur in uns. Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beſchränkt, ſo ſteht der Begierde des Menſchen nach dem Unbeſtimmten die Be-

schaffenheit der Dinge selbst entgegen, die sein Streben wechselseitig anziehen und abstoßen, woraus ein endloses Kämpfen entsteht, das zur Verzweiflung führen müßte, wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaß und Gesetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faßt, und, indem sie den Widerstreit der Kräfte benutzt, das heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein solches Ziel ist jedem Menschen gesteckt. Die gesunden Augen einer Frau finden es am leichtesten in der Mitte ihres Hauswesens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die sich an seine Verhältnisse reihen. Alle Prüfungen führen zu diesem Ziel. Bey ihm wohnt Ruhe in erfreulicher Thätigkeit, und in der Mitte der Sorgen heitre Genüge. Ein Mensch, der sich auf dem Wege zu diesem Ziele weiß, kann nicht un-

glücklich seyn; wer es erreicht hat, ist schon hienieden so selig, als ein sterblicher Mensch auf Erden werden kann.

* * *

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Namen der Wahrheit an. Vielen ist auch der roheste Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehen, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen, wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füßen ihres Fetisches zu treiben — dann fordern sie jedes rechtschaffene Herz zum Widerstande auf, damit der Menschheit nicht das heiligste Recht, das Recht freyer Prüfung und freyer Wahl, entrissen werde.

* * *

Mancher klagt in unsern Zeiten die Philosophie als eine Verführerin an, und verdammt den Sokrates zum Giftbecher, der es in der Weisheit nicht einmal so weit gebracht hätte, als Simon der Schuster. Man kann ihm den Ruhm gönnen, Mitgenosse eines Anytus und Meletus zu seyn. Schwer zu erringen ist dieser Ruhm nicht. Und welcher Mensch von gesundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola, als Alexander der sechste, nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiser seyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion ist der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menschen geoffenbarten Gott. Dieser Glaube, ohne den es gar keine positive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weise vor jeder voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortrefflichkeit

jeder von außen gegebenen oder gehoteten Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die sich von jener Grundlage ablöst, verirrt sich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus, und nicht selten in Wahnsinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menschen einen lebendigen Odem in die Nase blies, schrieb ihm auch das ewige Gesetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geschriebenen Offenbarungen sind die klare Wiederholung dieses Gesetzes, sie sind das in Wort und Schrift ausgesprochene Gesetz selbst, und werden mit Recht Offenbarungen Gottes genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht schon in dem Geiste des Menschen lag. Nur auf diese Weise wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erscheint als der Vater des ganzen Menschengeschlechts. Ist die Offenbarung nur Einem

Volke, ist sie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und ist dennoch durch sie die Seligkeit derer bedingt, denen sie nicht zugänglich ist, dann erscheint Gott als ein Despot, welcher einige seiner Kinder unendlich begünstigt, andre unendlich zurückgesetzt hat, und die unverschuldete Unwissenheit der zurückgesetzten mit den härtesten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher seine Gesetze nur einigen Günstlingen bekannte, vor allen Uebrigen aber in seiner Brust verschlösse, und doch ihre Verletzung mit grausamen und endlosen Strafen belegte.

Ist denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers spielt, so viel werth, daß ihr ihn sogar durch einen ekelhaften Anstrich erlügt?

Nur die Seele ist der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle setzt, seine Wirkung ist nur auf Augenblicke berechnet,

und das Lügenhafte dieser Wirkung stößt das gesunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anziehen mag.

Wie eine gleichgültige Gestalt durch gesuchten Putz widrig wird, so das Betragen durch einen falschen Anstrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Gestalt verklären, indem sie die Blicke auf das Innre zieht. Selbst das Häßliche kann sie verschönern.

Die Liebestränke sind aus der Mode gekommen; die Circen und Armiden spuken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weise gewinnen wollen. Aber ist es denn schlimmer und schändlicher durch Gaukeley und Liebeszauber mit einem trügerischen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die frische Blüthe der Jugend durch einen falschen Anstrich zu erheucheln, oder

durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter versagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Ursache ist, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasstab sucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur Schöneres sagen, als daß sich die mütterliche Liebe durch ihre Schmerzen und Leiden nährt?

* * *

Es ist eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man sich einander recht kennen lernen soll, ehe man sich zur Liebe entschließt. Wer diese Lehre befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kömmt nie zum Schluß. Aber nicht

aus dem Kennen kömmt die Liebe, sondern aus der Liebe das Kennen. Es ist das auch eines der Wunder unsrer innern Natur, und eines ihrer genialischsten.

* * *

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menschliche Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartischen Requiem nur eine Veranlassung sehen, Orgeln zu bauen, Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundschaften geben, die sich nicht zuerst, wie die Häckchen des Weinstocks, an irgend eine Stütze des Bedürfnisses hängen, ehe sie auf die rechte Weise erstarken, um das zu werden, was sie seyn sollen. Die Rebe ist darum nicht schlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köstlicher Wein würde ohne diesen Verband nicht gedeihen. Ach, oft

vertrocknet das Alter den Baum, an dem sie sich emporgewunden hat, und doch schmücken ihn noch dankbar die fremden Blätter, und schmiegen sich liebend an seine starren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einst ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch so innig lieb, und so liebend für ihn sorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes stand.

* * *

Ich träumte einstmals, und dieser Traum hat sich mit wenigen Veränderungen öfters bey mir eingefunden, als ging ich längst einer Felsenwand, auf einem schmalen Fußsteige, der immer höher und höher hinauf zu dem schwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir ganz nah war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß

zu meiner Rechten der Fels schroff emporstieg, und zu meiner Linken sich eben so schroff in die unermeßliche Tiefe senkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsschritt, fühlte ich mit meinem Stabe schroffe Felsenspitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzustoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, über dem mein linker Fuß schwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an diesen angstvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angst rettete, indem ich wankend nach der Felsenwand griff, um mich an einen hervorragenden Stein zu stützen, die Stütze meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an diesen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einschlafen zu mir sagte;

Nur um Gotteswillen den schrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieser Traum, als das Bild des Lebens und des ängstlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Todt, und auf der andern eine Stütze hat, die wenige Sicherheit und große Gefahr beut? Keine Geschicklichkeit, Uebung und Fertigkeit reicht hier hin, das Gleichgewicht zu halten, und wenn man sich wund gegangen und blutrünstig gestoßen hat, wirft uns bald ein roherer, bald ein leiserer Stoß, zusammen mit andern Opfern in die Tiefe hinab.

* * *

Die Grundsätze der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitsterne unzähliger Menschen sind, gleichen den tückischen Sinen, die dem verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüste abwerfen, wo

er vor Durst und fern von menschlichem Troste verschmachtet.

* * *

Es giebt Menschen, die zur Liebe weder der Augen, noch des Herzens bedürfen; die Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das sie selbst geschaffen haben, und in diesem Phantome sich selbst. Man kann nicht eigentlich sagen, daß sie auf Betrug ausgehen; denn, ohne es zu ahnden, betrügen sie sich selbst um das Beste, was der Mensch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenschaft, die so weit über ihren Gegenstand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den irdnen Götzen zertrümmert, vor dem er so eben gekniet hatte.

* * *

Der Geist ist einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr ist, von den Schlacken und

der Asche, die das Leben absetzt, erstickt zu werden. Man muß ihn also ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit seine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit sie nicht absterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper so zuträglich ist, ist für den Geist durchaus tödtlich.

* * *

Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulcanen.

* * *

Der schöpferische Geist strömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht sich Bahnen durch Felsen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, und vermehrt endlich, wenn er sich aus zahllosen Mündungen er-

gießt, das Meer der allgemeinen Wissenschaft.

* * *

In dem Geiste der meisten Menschen liegt eine schöpferische Kraft, die nur des rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu geben. Aber die äußere Gewalt, die unabläßige Einwirkung dessen, was man Civilisation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bey dem Mangel der Gelegenheit zum Handeln — alle die Pressen, die dem Menschen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und sie dann bequemer neben einander zu stellen; alles das endlose Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete Menschen zu machen meint — dieses und jenes und vieles andre noch erstickt die lebendige Kraft des Menschen; und so wie dieser Verstümmelungs-Proceß fortgesetzt wird, wird auch die Anzahl der Menschen wachsen, die, in der Trägheit

ihres entmannten Geistes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Ansehen und fremden Gedanken schmachten. Wenn diese Art der Bildung ihr höchstes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in der gepriesenen Ruhe eines allgemeinen Paraguai schlummern; es wird nur Eine Kirche und nur Eine Lehre geben, und es wird gleichgültig seyn, ob ein vernünftiges Geschöpf, oder ein Kempelisches Automat den Staat und die Kirche verwaltet.

* * *

Wer sich nur in dem Urtheile andrer erkennt, der beschaut sich in verfälschten Spiegeln, und wird bald an sich irr werden. Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer nur in sich selbst schaut, ist auf dem Wege, zum Narciß zu werden. Die Mittelstraße ist auch hier zu finden schwer. Die Hauptsache aber ist, die Wahrheit über Alles zu lieben, und der Täu-

schung, unablässig und ohne weichliche Selbstschonung den Krieg zu machen.

* * *

Selten kann die Erfahrung dem etwas helfen, der sie nicht auch entbehren kann. Nichts ist unwahrer als das Sprichwort, das den Narren durch Schaden klug machen will. Der Narr fühlt nur den Schaden; aber von der Ursache des Schadens, von seiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrsagenden Geistes, der Dir das Geschöpf der Erfahrung schon vor seinem Erscheinen zeigt, so daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den ersten Blick erkennen, und beym Schopfe fassen kannst.

* * *

Die Mißgunst der Menschen findet beym Anblicke eines großen und leuchtenden Verdienstes nicht eher Ruhe, als bis sie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke

von gewöhnlicher Menschengröße zerschlagen hat.

* * *

Das Leben ist eine Seifenblase, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufsteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes flattert, und vor dem Hauche des Todtes zerstiebt.

Die Hoffnung der Seligkeit ist eine Brücke aus Sonnenstrahlen und Regenbogen-Farben gewebt, die uns über die furchtbare Kluft des Todtes hinwegführt.

* * *

Gefühle ohne Grundsätze kämpfen gegen das Böse, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer Niederlagen erfährt, als Siege gewinnt.

* * *

Es giebt Menschen genug, die von den herrlichsten Eigenschaften, mit denen sie begabt sind, doch keinen rechten Gebrauch machen können, weil Alles nur glänzende

Einzelheiten sind, denen der Zusammenhang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es sich halten soll, alle Theile nach dem Schlußsteine streben müssen, so muß auch in dem Menschen ein Mittelpunkt seyn, der jedes Einzelne in ihm gleichsam an sich zieht. Wo dieser fehlt, da ist weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerstiebt. Und so geschieht es nicht selten, daß Menschen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu seyn schienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bey der geringsten Prüfung ganz nichtig erscheinen, die Hoffnung der Welt täuschen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehen.

* * *

Ein Mädchen, dem eine gesunde und einfache Erziehung zu Theil geworden ist, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verstattete, und das Störende weg-

räume, ohne selbst etwas zu stören, oder unberufener Weise anzubilden, entwickelt meist seinen Character, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinstimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus gesundem Saamen erzeugt, auf einem freyen Raume, in gesunder Luft, seine Blätter und Blüthen entwickelt. Diese freye Entfaltung, diese natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundsätze, der Empfindungen und Gedanken giebt einem solchen Weibe die wunderbare Festigkeit, mit der es dem Andrange der Täuschung, der Verführungen, der Widerwärtigkeiten meist so herrlichen Widerstand thut. So sieht man oft kleine, aber kunstreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und behende dahin schweben, im Sturm auf den schäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und selbst durch starrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bey den Männern ist diese Har-

monie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich schwieriger, und darum auch seltner. Sie segeln überall mühsamer, weil sie schwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen sind, und Manchen reißt ein einziger Windstoß in den Grund, weil er, um schnell zu gehen, seine Segel zu hoch gespannt hatte. Bey dem Einem fehlt es an dem Ballast, bey dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und seine bunten Wimpel lustig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, seinen Lauf zu richten und zu sichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und trefflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, sagte mit der heitersten Miene von der Welt: „Ich bin Atheist. Ich glaube nichts.“ — und dabey war er so guter Dinge, wie Einer, der sagen darf:

Ich habe Alles, was mein Herz wünscht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieser Ungläubige, dieser Dechant der Atheisten, wie er sich in seiner Thorheit zu nennen liebte, war übrigens ein sehr rechtschaffener, zuverlässiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der französischen Revolution schützte und verbarg er mehr als einen Geächteten mit Gefahr seines eignen Lebens, und machte sich kein besonderes Verdienst daraus. Sein sittlicher Instinkt leitete ihn richtiger als seine verworrene Philosophie; und hätte er nicht geglaubt, diese aus Eitelkeit festhalten zu müssen, so würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtschaffenen That willen sein Leben aufs Spiel setzte, der Glaube an Gott in die Hände gegangen seyn.

* * *

Misanthropie und Philanthropie scheinen so fest an einander gewachsen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen

konnte, ohne beyde zu tödten. Von beyden giebt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterschied zwischen der Misanthropie eines Pascal und eines Chamfort, und zwischen der Philanthropie eines Fenelon und Basedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Trost von ihr haben. Mit der Religion ist es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künstler, sondern die Uebung. Was hilft dem ein Arsenal, der nie einen Bogen gespannt, nie eine Flinte abgeschossen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er sein Werkzeug in Stand gesetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl selbst der, welcher Religion und Weisheit zum täglichen Geschäfte seines Lebens gemacht hat, in so feindselige Verhältnisse gerathen, daß er sich von diesen Trösterinnen wie vergessen glaubt; so daß selbst ein Christus am

Kreuze ruft: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, ist eine Sprosse an der Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber ist eine Gabe Gottes. Ohne Gott giebt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott ist der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* * *

Das Glück ist ein Usurpator, das Verdienst ein legitimer Besitzer. Man muß sich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Besitz in den Händen des Usurpators zu sehen, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienst liegt meist, wie die edelsten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um sein Daseyn zu ahnden. Wer Großes ausführen

will, muß die Wünschelruthe der Menschenkenntniß zu führen verstehen. Alexander der Große, Julius Cäsar, Friedrich der Zweyte und Napoleon haben sie besser geführt, als die meisten andern ihres Standes, und ein guter Theil des Großen, das sie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieser unschätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Astronomie die erhabenste aller Wissenschaften ist, so ist wohl die Wappenkunde die allerarmseligste. Und doch was ist auf der Rangliste der Welt ein Wappenherold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler, Herschel und Frauenhofer!

* * *

Das reichste menschliche Glück ist doch nur eine Blume, die auf Dornen wächst. Oft ist es so hinfälliger Natur, daß es sich kaum gezeigt hat, als es schon hinwelkt. Und doch müht man sich auch um diesen

kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurückläßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Bescheidenheit ist darum so schön, weil sie die Herrschaft der Idee des Vollkommenen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit giebt.

Stolz, Dünkel und Anmaaßung ist eben darum gemein, weil er die Abwesenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles giebt.

* * *

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, so müßte die Welt täglich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehen.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den sie erfahren; zarten Gemüthern ist er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöschen kann, ist keine Tugend, sondern wie ein schlechter und lockrer Zunder, auf den die Eitelkeit einen Funken geworfen hat, der eben so schnell erlischt, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterlinge nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks beherrscht, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt,

und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehen. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, giebt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit entspricht. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß, um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind.

* * *

Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es das größte Mißgeschick Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß.

* * *

Wer sich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung seiner Pflicht gewiß seyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müssen, wo er ihrer bedarf. Wer oft ohne Grund beleidigt, beladet sich, um eines schlechten Vergnügens willen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, mit Haß; wenn er sie gut macht, mit Geringschätzung.

* * *

Da alle menschliche Wissenschaft, wie umfassend sie auch seyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit, so kann das Streben nach dem Wissen nicht das Höchste und Letzte seyn. Das

letzte Ziel dieses Strebens ist und bleibt die Furcht Gottes, dessen Erkenntniß in dem Schooße jener unbesieglichen Unwissenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht geboren wird.

* * *

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser, und eben in diesem Sinne: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* * *

Wie durch den Ungehorsam die Sünde in die Welt und in das Herz des Menschen kömmt, so kömmt die Seligkeit aus dem Gehorsam. Das Gesetz, dem Du Dich

unterworfen hast, ist in Dein Herz geschrieben; es ist in göttlichen und heiligen Worten ausgesprochen, und wenn Du es nur vernehmen willst, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und außer Dir sind die Gebote Gottes aufgestellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Gesetz ehrt, wenn die Leidenschaft, die es mit Füßen tritt, Dein Ohr umbraußt; wenn Dein Stolz den Gehorsam eine Knechtschaft schilt, und Dein Zorn die Tafeln des Gesetzes schonungslos zerstört? Darum muß die Erziehung des Menschen von der Zucht ausgehen, damit der Gehorsam möglich werde. Aus dem Gehorsam aber erwächst die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenschaft, so daß, was ohne Liebe zerstörend wüthete, nun mit ihr dem Gesetze dient. Denn was ist Begeisterung anders, als die Leidenschaft des Guten? Und wie kann Begeisterung

möglich werden, außer durch den mit heiliger Liebe vereinten Glauben an das Rechte, an die Stimme Gottes in uns, und den Wiederschein einer höhern und heiligern Welt; die wir, bis wir in sie zurückkehren, wenn auch nur mangelhaft, doch nach unsrer Kraft, in uns und außer uns herzustellen suchen müssen.

* * *

Die Seligkeit des Menschen besteht in dem vollkommenen Zusammenklange seiner Gefühle und Gedanken, seines Wollens und Thuns. Jedes von diesen einzeln genommen gleicht dem einzelnen Tone, der, wie rein er auch sey, doch nur ein geringes Vergnügen gewährt, während das Zusammenschmelzen mehrerer solcher Töne uns in Entzücken setzt. Wie aber die mannichfaltigsten Töne der verschiedenartigsten Werkzeuge durch die Einheit einer Idee, nach deren Darstellung sie gemeinschaftlich streben, in Zusammenklang gebracht wer-

den, so ist auch in dem Innern des Menschen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gedanken und Neigungen, seiner Bestrebungen und Wünsche hinneigen muß. Dieser Mittelpunkt ist die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die sich der Mensch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit ist.

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey ein heroischer Gehorsam die Gesetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu seyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es scheint in der That, daß dieser Heroismus bey einer reinen Tugend vorausgesetzt wird, und daß jede andre, indem sie auf Belohnung zählt, zu einem wucherlichen Handel wird, bey dem man für einige Anstrengungen und Opfer unendlichen Gewinn hoffte. Soll darum

die Hoffnung der Seligkeit und der Glaube an ein Verhältniß des künftigen Zustandes mit dem gegenwärtigen, unsers Thun und Lassens mit einer Vergeltung die Tugend aufheben? Keineswegs. Wie Dein Mund singt, wenn Dein Herz fröhlich ist, so wirst Du auch tugendhaft seyn, wenn Du fromm bist. Du thust es nicht um Lohn, aber der Lohn ist in dem Thun selbst. Wie Du nun weißt, daß es auch hienieden kein Glück ohne Tugend giebt, so erwartest Du auch in einem höhern Leben eine erhöhtere Seligkeit, als unmittelbare Folge einer vollkommeneren Heiligkeit. Dieß ist ganz etwas Anderes, als fromm und tugendhaft seyn, um des Lohnes willen, so wie es etwas Anderes ist nach Wissenschaft und Bildung streben, um irgend eines äußern Vortheils willen; und etwas Anderes, weil es schön und erfreulich ist, durch Kenntnisse gebildet zu seyn. Das wahre Christenthum weißt auch hier auf das Rechte

hin, indem ihm die guten Werke, als solche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit unzulänglich sind. Das falsche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Uebel heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, so ist es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben giebt. Denn es ist das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er sich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um seiner Sicherheit willen unbedenklich sogar an das böse Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unsittlichste Mittel Schutz gegen irdische Uebel zu gewinnen sucht.

* * *

Man kann sich gar wohl denken, daß in einer künstlich geordneten Despotie — einer byzantinischen etwa — der Autokrat gestorben ist, ohne daß das Volk das ge-

ringste davon inne wird. Die zahlreiche Dienerschaft drängt sich nach wie vor in den Räumen des Pallastes; die Wachen wechseln nach wie vor, die Speisen werden bereitet wie sonst und in das Heiligthum seines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeschäfte kann geraume Zeit noch fortgehen, nachdem die anregende Federkraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erlischt; aber die Boten seines Daseyns, die Strahlen seines Glanzes wandern noch tausende von Jahren hindurch zu unsern Augen, und wir sind alle auf das Daseyn des erloschenen Sterns zu schwören bereit. Dasselbe kann auch mit den Geschöpfen des Aberglaubens geschehen. Umringt ein Götzenbild, wie fratzenhaft es auch sey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abstufungen zu; schreibt diesen Dienern ein strenges Gesetz von Casteyungen, Unterwürfigkeit und

seltsamen Gebräuchen vor; häuft Festtage auf Festtage, und lasset diese mit eben so vielem blendenden Prunke als geheimnißvollen Ernste begehen — und ihr werdet für den unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatische Verehrer haben, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes schwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit sind. Durch die Macht dieser Aeußerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich erst der Zerstörung seiner Tempel und der Auflösung seiner Priesterschaft. Da erst starb der Glaube an das Alte ab, und machte dem bessern Glauben Platz, welcher schüchtern in stiller Verborgenheit erwachsen für strafbare Gotteslästerung galt, weil er dem todten Götzen, der im Besitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienst gefeyerten Gott vorzuziehen wagte.

* * *

Die Abergläubischen, welche Gott nach ihren Leidenschaften modeln, und diesem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbstsucht — nicht nur selbst die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligsten gebührt, sondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, diese Scheinfrommen sind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus sind auch die, welche das Aeußere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während sie das Innere der Gottesfurcht durch Falschheit, Frevel, Betrug, Habsucht und böse Lüste verleugnen.

Der theoretische Atheismus verträgt sich mit strenger Tugend. Er ist ein Irrthum des Verstandes, den bey wohlgearteten Menschen das Herz täglich und stündlich Lügen straft. Er befolgt das Gesetz und leugnet den Gesetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut seiner Opfer, und

weißt die Huld des Empfängers von sich. Er will lieber in trostloser Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das ihm die ewige Güte anbietet. Er ist ein Wahnsinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es ist dem Menschen eigenthümlich nach Ursachen zu fragen, und in diesem Forschen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieses Forschen nicht, wohl aber oft unzufriedner. Kinder und sinnliche Menschen, denen die Erscheinung genügt, befinden sich ohne Zweifel in einem behaglichern Zustande als derjenige, der sein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wissenschaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anstrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieser unbezwingliche Hang ist, der uns auf der Leiter der Ursachen endlich auf den absoluten Grund aller Erscheinung und alles Daseyns führt, so muß sich wohl in ihm auch

die Bestimmung des Menschen kund thun, der er ohne weitere Rücksichten folgen muß. Diese Bestimmung aber ist nichts anders als das Aufsteigen von dem Irdischen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott ist, so ist auch das Streben nach Wahrheit, ohne alle weitere Rücksicht auf Gebrauch und Vortheil — ein Streben, das gemeinen Menschen eine Thorheit scheint — göttlich, dämonisch und ein sichres Unterpfand einer höhern Bestimmung.

* * *

Es ist ein großer Unterschied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß ist. Wem eine heilige Inquisition das Zweifeln verbietet, und bey jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von

Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick sicher seyn, daß ihm sein anbefohlner und eingeschreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

* * *

Es ist gar nicht ungereimt anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächste Ursache aller Formen und Erscheinungen sey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk seyn; was aber außerhalb dieses Mechanismus in dem Gebiete der Freyheit liegt, ist unmittelbare Wirkung eines Wesens, das über die Weltseele unendlich erhaben, welches Gott ist. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, schafft das Leben in seinen mannichfaltigsten Formen, und ihr Streben ist eben auf Mannichfaltigkeit und Wechsel, und auf Erhaltung durch Zerstörung gerichtet. Sie kann Alles schaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die sittliche Freyheit, einer höhern Abkunft ist,

und höhern Gesetzen gehorcht, erhellt schon daraus, daß sie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form des physischen Daseyns, an das sie gebunden ist, aufopfern muß.

* * *

Wenn die Natur mit ihrem rastlosen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewundrung und Staunen untergehen. Erregt doch schon menschliche Kunst ein so gewaltiges Staunen; und was ist alle menschliche Kunst gegen die der Natur? Der Künstler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darstellen will, die er meist auch selbst wählt, und diese Darstellung muß sich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungestaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in seinem Innern

durch und durch bis auf den ersten, sterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das sie organisch bildete, giebt sie einen Antheil ihres Lebens, das sich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bey dem mannichfaltigsten Wandel dennoch beständig erhält. Das kleinste, wie das größte Geschöpf, auch nur als Maschine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verstandes der Natur, dem auch nur nachzuspüren wenigen, durch Geist, Scharfsinn und Rastlosigkeit ausgezeichneten Forschern gelingt. Wenn ich mich in diesen Betrachtungen verliere, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geschöpfe, die diese kleine Erde füllen, zu dem grenzenlosen Weltgebäude emporsteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelsterne der Milchstraße hinaus, da erscheint mir alle menschliche Kunst — wie herrlich ich sie auch denken mag — so arm und klein, und die Erfor-

schung der Natur dünkt in ihren kleinsten, wie in ihren größten Erscheinungen mir das einzige, des Menschen würdige Geschäft zu seyn.

* * *

Ich möchte tausendmal lieber todt seyn, als mich in den Wahn hineinaltern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum ist es auch wahrlich kein Unglück früh zu sterben, wenn noch die ganze Kraft des Geistes das Höchste umfaßt; wenn der Mensch noch nicht so fest an der Erde hängt, und sich noch nicht so gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale seiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf diesem Wege trifft Moral und Religion zusammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Hei-

ligung zu Gott bringen; die falsche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienst, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, sind hoch zu achten, aber sie bleiben auf halbem Wege stehen, und verschließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn strahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdisch geschieden ist, geistig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erscheinungen diese Harmonie finden, da scheint sich unserm Geiste eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzücken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht ist.

* * *

Fast durch alle Jahrhunderte des Christenthums geht der Wahnsinn, daß ein gewisser Glaube, nachdem er sich der Herrschaft bemächtigt, das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um sich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, ist der Giftbaum des grimmigsten Hasses, und auf ihm die Giftfrucht aller nur denkbaren Gräuel gewachsen.

Das sittliche Wesen des Menschen und seine Tugenden sind zunächst an die menschliche Gesellschaft geknüpft, und es giebt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menschen zusammen hinge; wie denn auch diese des Christenthums erstes Gesetz ist. Eine Religion also, die nicht aus dieser Wurzel erwächst, mag alles andere seyn, nur Christenthum ist sie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber ist Haß, ein recht bittrer, eigenliebischer und hochmüthiger Haß, der keinen Widerspruch, ja, keinen

Zweifel duldet; was ihm nicht ansteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnsinne seiner Mordlust mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu solchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er sich von den Menschen, seinen Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einsamkeit seinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu seyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja, die schönsten und heiligsten Gefühle der Menschheit aus seinem Herzen gerissen hat.

* * *

Wo man des Glaubens ist, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da sind die Torquemadas und das Arsenal ihres entsetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann ist Einheit in diesen Meinungen — wie sie auch immer entstanden seyn mögen — das Erste; und es ist in der Ordnung, Je-

den, der diese Einheit stört, durch alle Mittel auf den schmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann ist Mord, an Andersgesinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es ist recht mit Ziska zu sagen: „Fluch dem, der nicht seine Hände in dem Blute der Sünder gewaschen, und sich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!“

* * *

Das Christenthum ist seiner ganzen Entstehung nach die Religion der leidenden Menschheit. Die Alten hatten keine Hospitäler; in christlichen Ländern ist die Besorgung der Kranken ein Hauptgegenstand der öffentlichen und Privatsorge geworden. Wie oft haben Fürstentöchter aus Demuth und christlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf seinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken, zu trösten! So hat die Religion, die zunächst nur den

Himmel in den Augen zu haben scheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerst Du über das Gute, das, wie Du wähnest, untergegangen und vernichtet ist. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth ist zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; sie arbeitet sich doch wieder herauf, und erscheint dann meist geläuterter und schöner. Wie arg sie auch der Blödsinn verkennen, oder wie tief er sie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet sie der Menschheit, die sie mit unerschütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geschichte des menschlichen Geistes, das heißt seiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, so sollte man fast meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer sey, als die metho-

bische; oder, um besser zu sagen, sie will, daß sie sich den Menschen frey und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freyer Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menschen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit schien, ihren Arm und ihr Schwerd anboten; sie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber diese Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob sie einen Wald pflanzten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde; aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da sich der Sturm erhob, lag Alles danieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzusehen; aber sie fielen faul herab, und dann erst stieg vielleicht aus diesem und jenem frey gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein frischer, kräftiger Schoß empor. Wie oft ist ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde gesprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das

früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finsterniß angezündet? Du thust besser und frömmer, diesen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menschen aufzudringen. Jede Gewalt ist hier sündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freyen Geist. Nur was sich frey gestaltet, erfreut sich der Dauer. Darum sind diejenigen die grausamsten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerde pflügen, und sie selbst an das Joch der Gewalt fesseln; und mit welchen Titeln und Würden sie sich auch schmücken mögen, sie sind jenem Tyrannen gleich zu setzen, der in seinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgesang umzuwandeln verstand.

Verlaß einmal den Wust Deiner Bücher, und tritt unter die Menschen, damit das todte Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Diese Wuth zu lesen, die sich der Menschen in unserm Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer vorwärts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Außen getrieben, nie in das Innere schauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem festen Glauben entfremdet — das ist der Zustand dieser mit der Lesewuth behafteten Kranken. Viel Trägheit ist dabey, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es ist ergötzlich zu wähnen, man denke das selbst, was man liest, und die Verantwortung doch auf den zu schieben, der es uns zu denken giebt. Auch bequem ist es nur in sich aufzunehmen, wie ein Gefäß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefäß, so

erweitert auch der Geist sich nicht, der nur aufnimmt, und nährt sich nicht, und erhebt sich nicht. Auch füllt er sich nimmer an, und was er aus seinem Vorrathe spendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Wesen des Geistes ist der Flamme gleich; was Du ihm zuführst, soll die Flamme nähren; aber wer die lebendige Kraft durch unabläßiges Zugießen erstickt, wird bald im Dunkeln sitzen. Auch dem Saamenkorne gleicht der Geist, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts strebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Saame zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun ist, mäßige Deine Lust nach fremden Gut, und versäume nicht im Schweiße Deines Angesichtes den eignen Acker zu pflügen, statt die Ernte der Nachbarn in Deine Scheune

zu führen. Denn nicht nach dem, was der Mensch hat, sondern nach dem, was er mit seiner Habe thut und schafft, wird sein Werth geschätzt.

* * *

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menschen, der über das, was er denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung scheut. Freylich beunruhigt der Widerspruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegst Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freylich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht stolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wissenschaft trittst, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan hast, mit gesenktem Haupte und mit Zweifeln belastet nach Hause zurückkehrst. Aber so soll es eben seyn. Zerstöre den Bau der Ameise und das Gewebe der Spinne, so oft Du willst; rastlos baut und webt sie es wieder; ja, sie setzt ihr Leben daran. So das

Thier, das Du unvernünftig nennst. Und der vernünftige Mensch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu seyn sich rühmt, er, dessen innerstes Wesen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er sollte aus ruchloser Trägheit das Unhaltbare fest halten, das Zerstörte nur bejammern, und lieber die Andersgesinnten fliehen und verketzern, als alle seine Kraft, und, wenn es seyn muß, sein Leben an den Bau der Wahrheit zu setzen?

* * *

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich sie besser und reiner als vorher. Die Freuden und Genüsse, die sie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr gesammelt habe, Alles, was ich sah und hörte, ist mir geblieben, und hat sich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was sich ehedem zu hart an mich drängte, mich

gleichsam umschlang und gefangen nahm, ist jetzt, da es weiter von mir zu stehen scheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verstand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es ist mir, als liebte ich die Menschen mehr, seitdem ich sie mehr im Ganzen und aus der Ferne beschaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mängel verschwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit schwindelte, erscheint mir jetzt wie eine lustige Parodie, von Harlekin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich sehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es sich reiner von der Masse absondert, mit einer größern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhältnisse hört auf feindselig auf mein Inneres zu wirken; die Wage

des Guten und Bösen liegt fester in meiner Hand, und die sittlichen Erscheinungen stehen in schärfern und reinern Umrissen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Interesse mehr mich oder Andre zu täuschen; ich ertrage die unverbesserlichen Mängel meiner Natur mit geringerem Verdruß, und ändere, was sich ändern läßt, mit geringerer Mühe. Muthiger als sonst trete ich jetzt meinen Vorurtheilen entgegen, und scheue die Ansichten weniger, die den Meinigen entgegengesetzt sind. Der Kampf gilt jetzt der Wahrheit allein. Ich bin nicht beschämt, mich besiegt zu sehen; ich triumphire nicht, wenn ich obsiege; aber ich freue mich in meiner Stille, wenn ich einen alten Wahn in mir gründlich zerstört, einen alten Glauben von neuem befestigt habe. In diesem Streben meiner Einsamkeit bin ich oft so glücklich, als ob ich schon gestorben wäre, und die Erde mir

wie ein leuchtender Hesperus, ohne schmutzigen Dunstkreis, als ein Gegenstand der Freude, der Bewunderung und der Wehmuth erschiene.

* * *

Nichts ist ehrwürdiger als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wollust, des Hochmuthes, der Rangsucht, des Geldgeizes rüstig überstanden, und seine Argo durch all diese Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl solcher Greise ist sehr gering. Die meisten Menschen, die nicht an ein Ruder angeschmiedet, sondern freye Herren ihres Fahrzeugs sind, bleiben gleich beym Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten sich dann zum andern und dritten hin, und so fort, bis sie endlich auf der wüsten Insel des Geizes sitzen bleiben.

* * *

Um mit der größten Strenge wahr und rechtschaffen zu seyn, muß man das Maaß seiner Kräfte genau kennen, und nichts un-

ternehmen, was diesem Maaße nicht angemessen ist. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Prahlerey, die allmählig das Urtheil wie den Character verfälscht.

* * *

Für einen Menschen, welcher weiß, was er will, und ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, das ihn wie ein untrüglicher Polarstern durch alle Syrten des Lebens leitet, giebt es immer hundert, die, wie schlaftrunken in der Finsterniß umher tappen, bald von einem Gespenste der Hoffnung vorwärts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohn' Unterlaß das Haupt bald dahin bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durch einander schreyen. Der weise Mann schreitet rüstig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in seinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen sich, nach unsäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die schmutzigen Untie-

fen des Lebens, wo sie ihr Mißgeschick anklagen, oder auf den Jammer des Lebens schelten, und, wenn sie es könnten, Gott wegen ihres Blödsinns zur Rechenschaft fordern möchten.

* * *

Die Gültigkeit der Gebote unsrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, dessen Organ die Vernunft ist, heißt einen Frieden auf die härtesten Bedingungen mit einem Gesandten abschließen, der kein Creditiv aufzuweisen hat.

* * *

Der Himmel mit allen seinen Sternen und seinem ewigen Gesetz, alle diese Welten, die sich in regelmäßigen Kreisen um und durch einander drehen, diese Weltgebäude ohne Ende, neben- über- unter und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts erhabenes an sich, als in so fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein sichtbares Zeichen seiner Unendlichkeit ist.

Diese Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umspannt hält, wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, sondern zu ihr hingebracht, und ist eben die Vermittlerin des entzückenden und begeisternden Gefühls, in das wir bey der Betrachtung des Himmels versinken.

* *
*

Für das, was den Menschen zunächst umgiebt, ist er blind; selbst das, was ihm der nächste Augenblick verheißt oder droht, kennt er nicht, und wühlt sich daher mühsam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erscheinungen hin, die ihm das rechte Licht entziehen. Nur für das ist sein Auge hell, was jenseits der Erscheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand seiner Tochter bettelnd durch das Land; nachdem er aber den Scheideweg des Lebens betreten hat, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her,

und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

* * *

Wer für eine Meinung sein Leben aufopfert, beweißt nur, daß diese Meinung mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das Innigste verwachsen ist. Uebrigens kann sie grundfalsch und ein grober Irrthum seyn. Das Führwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligsten Verknüpfungen.

* * *

Eine Religion, die sich mit Ceremonien umgiebt, diese mit hoher Wichtigkeit behandelt, und sie vermehrt und erweitert, stirbt eben an diesen Aeußerlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn sie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

Das, was die Annäherung des tausendjährigen Reiches am gewissesten erwarten läßt, ist das rasche Fortschreiten, die mächtige Erweiterung der Wissenschaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in die-

ser Rücksicht eine so rege, so fruchtbare Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht sich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules sind längst durchschifft, und was die Grenze der Welt schien, ist zu ihrer Mitte geworden. Unverdrossen schreitet der wißbegierige Geist von Insel zu Insel rund um die Kugel der Wissenschaft, und jede Umschiffung deckt neue Länder auf. Dieß ist erfreulich, wie irgend etwas; und der Geist, den dieses lebendige Treiben nicht mit ergreift und in seine Wirbel reißt, muß aus dem Schooße der Trägheit geboren seyn. Und doch spielt am Ende alles dieß Forschen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer ist es nur eine andre Gestalt des unerforschlichen Proteus, den unser Scharfsinn zu fesseln hofft; er selbst entschlüpft unsern Banden und weissagt uns nicht. Ist aber darum dieses ganze Seyn

nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es ist wohl ein Wesen, eine Wahrheit in ihren Gestaltungen, und eben diesem Wesen trachtet der forschende Geist nach; aber immer verschwindet es ihm unter der Hand, wie dem Messer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörst das Rauschen dieser Quelle, Du fühlst die Kühlung, die sie giebt, Du siehst die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt: aber indem Du ihr nachgräbst, weicht sie der Forschung aus, und zieht sich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich also, wenn ich in dem endlosen Fortschreiten der Wissenschaft die Annäherung des tausendjährigen Reiches ahnde? — Diese labyrinthischen Hallen, diese sich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wissenschaft führen sie nicht alle zuletzt zu den Mysterien der Unwissenheit, aber einer Unwissenheit, die sich selbst mit

vollkommener Klarheit erkennt? Dieses Erkennen ist das letzte Ziel alles Forschens in den Erscheinungen; das Jenseits desselben liegt nicht in der Menschen Hand. Wenn sich aber bey diesem Ziele die Menschheit versammelt haben, wenn in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet seyn wird, daß das emsige Forschen in der Erscheinung das ewig Wahre nie entschleyert, und alle ein tieferes unauslöschliches Verlangen nach diesem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erscheinen in seiner Herrlichkeit, die Wahrheit an seiner Hand. Dann wird jener glühende Durst an der unversieglichen Quelle lebendigen Wissens gestillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins sind im Streben, so werden sie es dann im Erkennen des Einen seyn.

* * *

Es giebt ein Genie der Wahrheit, das

instinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünschelruthe zeigt es mit Bestimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühsam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung ist je durch methodisches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift sie, wie der Tiger seine Beute, im Sprung.

* * *

Das, was die edlern Kräfte des Menschen in beständiger Spannung erhält, sind jene erhabenen Räthsel der Natur, die sich hinter jeder Erscheinung verstecken, ihn wachend und schlafend verfolgen und um Erlösung flehen. Aber nicht anders, wie in Ariostos bezaubertem Schlosse, wo der Gegenstand des Verlangens bald hier bald da sich zeigt und flehende Hände ausstreckt, gehst Du rastlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthischen Gänge der Metaphysik durchirrt hast; öffnet sich doch

der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffest.

Wer kann zweifeln, daß bey weitem die meisten Menschen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Wesen, das darinne steckt? So ist es auch mit dem Ceremonienwerk. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt seyn; gar wenige bekümmern sich um diesen Sinn; der größern Anzahl ist die Ceremonie selbst der letzte Zweck und Alles in Allem. So ist es an Höfen, so in der Kirche. Und es sind eben die, welche das Geheimniß am besten kennen sollten, die mit ihrem Beyspiel am meisten vorangehen. Der Ceremonienmeister rollt sein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entferntesten stehen, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den mystischen Sinn.

* * *

Die empörende Erscheinung der Feindseligkeit, mit welcher sich die christlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, so daß nur die Peitschenhiebe der Janitscharen Mord und Gewalt abwehren können, ist über die ganze christliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen sollte, spaltet sie, und sie verfolgen und hassen sich um dessentwillen, der zu ihnen sprach: Liebet euch unter einander, das ist das erste Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menschen, oder wohl gar dem Christenthum aufbürden, was die Schuld seiner Bekenner ist? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenseitigen Feindseligkeit die allgemeine Mißbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger

verunstaltet hat? Dieses Willkührliche haßt Jeder in den Meinungen des Andern, während er es sich selbst durch einen sehr natürlichen Selbstbetrug verzeiht. Mit seinem Verschwinden würde der Friede zurückkehren. Es ist daher die erste Pflicht eines wahren und aufrichtigen Christen das rechte Christenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was sein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

* * *

Ohne Gott ist die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothställe für die unbändige Menschheit, der Krieg eine schändliche Schlächterey, die Wissenschaften ein kindischer Zeitverderb, die Poeße ein abgeschmacktes Spiel mit Sylben und die Liebe ein schmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereinigt die Gesinnungen, die Theologie spaltet sie, der Glau-

bensszwang fesselt sie. Die Religion gleicht der stillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubensszwang einer sternlosen Winternacht. Die erste erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubensszwang tödtet.

Daß mein Geist das Unendliche denkt, daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinausgeht, ja mit diesen gar nicht verglichen werden kann, daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng zusammenhängt; Alles das beweist, daß nicht diese engbegrenzte Welt die Heimath meines Geistes ist. Die besten Freuden, die sie ihm giebt, sind doch nur der Schein einer höhern Freude; so wie alles Gute, was sie bietet, nur ein trüber Abglanz des höchsten Gutes ist. Das höchste Gut aber ist nirgends als in Gott und

außer den Grenzen des Endlichen; auch ist die Sehnsucht darnach, so wie die Idee der Heiligkeit, ja, der Tugend selbst, nicht aus der endlichen Welt der Erscheinungen, sondern aus dem Reiche der ewigen Wahrheit geflossen.

* * *

Von Irrthum umringt, der Schwachheit Preis gegeben, wie kann sich der Mensch zu Gott erheben? Wie kann er die Finsterniß durchdringen, die ihn von allen Seiten umgiebt, und den Schleyer zerreißen, der ihm das Licht der ewigen Wahrheit verhüllt?

Meine Augen sehen Gott nicht; meine Arme erreichen ihn nicht; aber in der Tiefe meines Herzens ist Sehnsucht nach ihm. Es verlangt mich Gott zu nahen; aber an die Erde gefesselt, sieh' ich ihm allzufern.

Soll ich darum vergehen in Hoffnungslosigkeit? Soll die Stimme meines Sehnens

keine Erhörung finden? Ist die Liebe, die mich zu Gott zieht, nur ein eitler Traum?

* * *

Die Wandelbarkeit der Dinge um uns her, die Täuschungen, denen wir nicht entgehen können, die Ergötzung, die uns viele dieser Täuschungen gewähren, machen den Menschen oft gegen die Wahrheit gleichgültig. Leicht wähnt er dann, es sey Alles ein eitles Spiel, oder das Gold der Wahrheit liege in unergründlichen Schachten, ihm unzugänglich, verborgen.

So hart ist das Loos des Menschen auf Erden nicht. In der Tiefe seines eignen Herzens wohnt die Wahrheit, unverletzlich und heilig, aber oft unerkannt. Recht und Unrecht ist kein Betrug. Blicke nur in Dich selbst hinein, und leihe Dein Ohr der Stimme, die aus der Tiefe Dich warnt. Gott ist die Wahrheit. In Deinem innersten Heiligthume wohnt Gott, und spricht mit Dir noch jetzt, wie er in den Tagen der

Unschuld mit den Menschen sprach. Laß nur Stille um Dich her seyn; laß nur die Wellen der Begierden sich legen, und die Stürme der Leidenschaft schweigen, und Du wirst den Tröster vernehmen, der in Ewigkeit unveränderlich ist.

Aber rein sey Dein Herz. In den Wohnungen der Lüge und des Truges wohnt der Heilige nicht. Wahr sey Dein Wesen, ohne Falsch und ungeschwinkt, wie Deine Gestalt. Wen möchtest Du auch betrügen durch Heucheley? Die Welt? die Dir doch endlich die Larve vom Gesichte zieht. Dich selbst? Kann auch der Mensch sich selbst entfliehen? Oder den Allwissenden?

Was rührt uns mehr, als die offene Unschuld der Kinder, die für uns ein Spiegel ist? Ein offenes Gesicht und eine freye Stirn, auf der jeder Gedanke sich mahlt? Die reine Heiterkeit des Gemüthes, wo die ganze Seele in die Gestalt tritt, und unschuldig aus dem Auge spricht? Ist es

uns nicht, als sähen wir durch das helle Aug' hinab in das Heiligthum Gottes? und hat jenes Entzücken, das sich oft in Thränen ergießt, eine andere Quelle, als die Freude über die Erscheinung des Göttlichen in der Mitte der menschlichen Natur?

Wer möchte nicht wünschen, das Innere seines Herzens zu jeder Zeit und vor jedem Auge enthüllen zu können, und sich der Welt zu zeigen, wie er ist? Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, daß einst doch Alles kund wird, was er jetzt so mühsam verbirgt? oder daß hienieden schon der täuschende Schleyer zerreissen könne, der seine Häßlichkeit umhüllt? Ist Betrug nicht schimpflich? oder ist es ein schlimmerer Betrug, falsche Münze für ächte zu geben, als glänzende Worte ohne Wahrheit, Schein ohne Gehalt, und falsche Schminke statt aufrichtiger Farbe?

* * *

So schwach ich bin, so arm an Kraft, so hülflos in mir, und doch so bedürftig der Hülfe, seh' ich zu Gott hinauf, und an dem Vertrauen zu ihm schlingt sich das schwache Reis empor, und darf wagen, auf den Staub herabzuschauen, aus dem es entsprang. Eine Welt ohne Gott, der Mensch einsam irrend in seiner Verworfenheit, die schwachen Arme ausstreckend vor sich hin, aufwärts und hinab, ohne etwas zu fassen, das ihm Hülfe verhieße gegen die raubgierige, ewig hungrige, gottleere Natur! — Was bliebe ihm übrig in solcher Verlassenheit, als sich verzweifelnd mit eigner Hand ein Grab zu wählen, und, um der Angst der Vernichtung zu entgehen, sich selbst in den Rachen des zerstörenden Ungeheuers hinabzustürzen!

* * *

Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und

in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bey ihm verweilen will: wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; sein thränenloses, glühendes Aug' umsonst ein andres sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer — in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt: Ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und Eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. An dem liebenden Herzen des Vaters der Menschen ruht er denn doch, wie ein krankes Kind an der Brust der Mutter, und vergißt seinen Jammer an dieser Quelle nie versiegender Liebe.

* * *

Tempel und Kirchen dem Höchsten zu bauen, sie auszuschmücken mit mancherley Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geschmückten und erleuchteten Altären die Menschen zu versammeln — alles das kann eben so gut Eitelkeit als Frömmigkeit seyn.

Ein Anderes ist es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eignen Herzens; dieses zu heiligen zu einem Tempel des Heiligsten; hier seine Begierden, seinen Stolz, seine Mißgunst zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit sich selbst und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtthun zu sammeln, im festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf diesem prunklosen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieser unsichtbaren Kirche will er wohnen; in ihr thut er sich durch fromme Thaten kund, und seine Kraft geht von hier aus, und

ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen Eins. Auch die Bösen erkennen ihn in ihrem Gewissen, wenn sie ihn schon durch die That verleugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet, als den Todt, der hat den rechten Glauben.

* * *

Recht thun ist des rechten Glaubens Frucht; durch recht thun aber wird auch der Glaube gestärkt. Wenn Du mit dem Munde sagest, ich glaube an Gott, und thust doch Böses, so ist keine Wahrheit in Dir. Wer an Gott glaubt, der liebt ihn, und wer

Gott liebt, thut den Willen Gottes; und wer seinen Willen thut, der erkennet ihn. So sagt Christus: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand den Willen dessen thut, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede.“

* * *

Edle Worte, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, gehen zum Herzen und treiben edle Thaten hervor. Edle Thaten werden dann wieder in edler Rede gepriesen, und so erzeugt sich fort und fort Gutes, aus Gutem und Großes aus Großem.

Die Rede soll der Dollmetscher des Gemüthes seyn; dem Dollmetscher steht Treue an. So soll Wort und Glaube zusammenstimmen. Zeugniß der Uebereinstimmung giebt die That.

Der Gedanke ist der Herr; das Wort ist der Diener des Herrn. Es ist übel im

Hause bestellt, wenn der Diener den Herrn spielt.

So wenig der Rock der Mann ist, so wenig ist das Wort die That. Wo aber Worte für Thaten gelten, da gilt auch der falsche Schwur für Wahrheit, und das Unrecht wird Recht durch den Schein, und die Lüge erhebt frech ihr Haupt.

Es ist schwerer Gutes zu thun als Gutes verkündigen. Aber wer es thut, der ist auch sein Verkündiger durch die That, und eine Zunge Gottes, wenn schon sein Mund stumm ist.

Du aber lehrst: Kleide den Nackten, speise den Hungrigen, sey ein Vater dem Waisen! — und verschließest doch Dein Haus dem Armen, und jagest den Waisen mit Scheltworten von Deiner Thür. Wie kann da aus Deinen Reden Glauben kommen?

Desgleichen lehrest Du: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst;" und Du verfolgst Deinen Nächsten; — „Du

sollst den bösen Willen bändigen, und Du treibst Ueppigkeit und unkeusche Werke. — Wie soll da Glaube seyn in der Gemeinde? Du kufest den Glauben auf durch das Wort, und durch die That tödtest Du ihn. Du führest Christum im Munde; aber Deine Thaten verleugnen ihn, nicht dreymal, sondern tausendmal.

* * *

Die christliche Lehre war noch nicht lange verkündigt, als sich der geistige Glaube verkörperte. Das Wort ward höher geachtet, als der Sinn; der Körper höher als der Geist; das Gefäß höher als sein Inhalt.

Wie sich dieselbe Rede in jedem Munde anders gestaltet, so auch die Lehre in jedem Gemüthe, nach Verschiedenheit der Bildung und des ganzen innern Wesens. So bey dem Einzelnen, so bey ganzen Völkern. Derselbe Glaube erschien in der verschiedensten Tracht, und kleidete sich in die verschiedensten Formen.

Hierbey war nichts, was den Menschen entehrt hätte. So wie der Mensch selbst in den verschiedensten Gestalten Achtung gebietet, weil in ihm Vernunft und Tugend ist, so verkündigen auch die mannichfaltigsten Formen des Glaubens, wenn sie von Demuth und Liebe durchdrungen sind, wenn sie das Herz reinigen und zu guten Werken führen, den hohen Geist des Christenthums. Ein Gott spricht aus allen; Ein Gesetz; Ein heiliger Wille. Und wie die Sonne und der Mond und die Sterne des Himmels, wie das Meer und die Berge, wie das Thier auf dem Felde und in dem Walde der Baum Gottes Weisheit verkündigen, jedes nach seiner Art; so ehrt der vernünftige Mensch den Glauben der ewigen Liebe in sich, jeder auf seine Weise.

Dem Stolze und der Beschränktheit scheint das Frevel. Der Sinn ist ihm nicht genug; er hängt an der Form. Nur Eine Rede soll Gott verkündigen; mit denselben

Worten, ja, wo möglich, auch in Einer Sprache nur soll der Glaube sich kund thun. Dunkle und mühsam gespaltene Begriffe sollen sich in jedem Kopfe auf die nehmliche Weise bilden. Auf dieselbe Frage sollen tausend und aber tausend Lippen dieselbe Antwort wiederhallen, alle mit derselben Deutung, ohne Wanken und Zweifel. Jeder Abweichung wird das Urtheil der Verdammniß gesprochen.

In diesem Geiste sammeln sich Kirchen, die sich von Christo nennen, und eine verflucht die andere. Sie preisen Gott und Christum mit dem Munde; aus den Herzen hat ihn Stolz und Haß getrieben. In den Köpfen spukt theologisches Schulgezänk. Sie wollten das Reich des Herrn ausbreiten mit menschlicher Rechthaberey; und die Botschaft der Versöhnung lehren mit Haß und Groll.

In welche ungestalte Form sie das einfache Christenthum verhüllt haben, weiß

jeder, der es wissen will. Und nachdem sie in wüster Thorheit wetteifernd, Schicht auf Schicht gehäuft hatten, wie ein tiefes Grab, das die Seele des Glaubens verdeckte, verlangten sie Anbetung für den Schutt des Grabes, und nannten das Religion, wenn der Glaube sich an Erde und Moder hielt.

Sie vergaßen, daß Gott ein Geist ist, und daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit ehren sollen — nicht durch Bilder und ein Babel von Symbolen, das, wie hoch man es auch immer aufthürmen mag, doch nie den Himmel erreicht.

Aber sie halten die Wolken und den Nebel der Erde für den Himmel.

* * *

Ich glaube an Gott; ich weiß, daß er ist; ich weiß es mit derselben Gewißheit, mit der ich mein eignes Daseyn und das Daseyn einer Welt außer mir weiß; aber sein Wesen zu erforschen vermag ich nicht. Ist der Mensch ein Funke der Gottheit aus

ihrer unendlichen Fülle auf die Erde geworfen, so mag er in seiner ihm selbst unerklärlichen Natur die Natur jener ewigen Flamme ahnden, die ihm das Daseyn gab; er hat Kraft sie anzubeten, zu begreifen vermag er sie nicht. Aber in jener Anbetung quillt ihm eine unversiegbare Quelle von Seligkeit. Sie dehnt die Schranken seines Wesens aus; sie erhebt ihn über sich selbst; sie macht ihn der Tugend würdig; sie ist die Quelle der Weisheit. Alle Weisheit ist Streben nach Gott. Aus Gottes Hand wird ihr Saame auf die Erde geworfen, und wurzelt in der Erde; ihre Zweige aber streben aufwärts und strecken sehnende Arme nach der Quelle ihres Daseyns aus. Diese Richtung der Wissenschaft ist ewig und unveränderlich, und sie allein reicht hin, den Menschen Lügen zu strafen, der in seinem Hochmuthe sagen wollte: „was ich weiß, weiß ich aus mir. Alles das, was mein Geist umfaßt, ist Fleisch von meinem Fleisch,

und Bein von meinem Bein. Es giebt keinen Gott."

* * *

All unser Wissen ist Stückwerk. Ein Tag lehrt den andern, und was heute Weisheit scheint, kann morgen Thorheit seyn. Willst Du auf diesen Triebsand bauen? Die Wellen gehen hin und her, und keine bleibt, ob sie schon die Wurzeln des Felsen durchwühlen. Darum ist auch immer Streit gewesen um Wahrheit und Irrthum, und es wird immer Streit seyn, bis die Welt untergeht.

Die Räthsel der Welt sind eine Aufgabe, zu deren Auflösung einige Data fehlen. Diese fehlenden Data sucht der menschliche Geist, der nach Wahrheit strebt, mit unermüdlichem Eifer. Werden sie je gefunden werden, oder liegen sie menschlicher Einsicht zu fern? Ihr Daseyn ist gewiß, aber nicht der Ort, wo sie zu suchen sind. Dieser mag gemuthmaaßt werden; aber was dem einen zu muthmaaßen vergönnt ist, ist dem andern

erlaubt zu bezweifeln. Hier das eigne Meinen für das alleingültige, das Maaß des eignen Geistes für das Aeußerste jeder möglichen Einsicht zu halten, ist frevelnder Hochmuth.

Was mir zu wissen frommt, woran ich ohne Gefahr meiner Seele nicht zweifeln darf, das ist mit leserlicher Schrift in mein Gewissen eingegraben. Ich erkenne den Finger Gottes in seinen Geboten. Ich fühle sein Daseyn in dem Innersten meines Herzens, und daß ich von ihm weiß, das erhebt mein Wesen über den Staub. In dieser Erhebung schau' ich über das Grab hinaus in eine andere Zeit, in ein anderes Seyn, von dem ich ahnde, daß es reiner, heiliger, göttlicher seyn wird, als mein irdisches Seyn. Ich unterscheide Gutes und Böses deutlich in mir, und die Gewißheit, mit der ich diesen Unterschied erkenne, überzeugt mich, daß diese Kenntniß eines höhern Ursprunges ist, daß sich mir Gott durch

meine Vernunft kund thut, und daß das Gebot meiner Vernunft eben deshalb mir ein unverletzliches Gesetz seyn muß. Wie mir aber die Kenntniß des Guten von Gott kömmt, so kömmt mir auch die Liebe des Guten von ihm. Ein doppelter Weg breitet sich vor mir aus; die Wahl ist mein. Zu dem einen ruft mich die Stimme Gottes, die wilde Begier zu dem andern. Diese Begier muß ich bekämpfen, um Gott zu gefallen. Aber auch die Kraft zu dem Kampfe und der Sieg darin kömmt von Gott, und ist der Preis eines frommen und gottergebenen Wollens.

Dieß ist der Glaube, an welchem ich fest halte, der mich beruhigt, der aus der Tiefe meines Herzens quillt, und durch die Schriften gottbegeisterter Männer bekräftigt wird. Was mir in meinem eignen Wesen räthselhaft ist, diese Verbindung eines vernünftigen Geistes, welcher von Gott weiß und nach dem Unvergänglichen trachtet, mit

einem thierischen und vergänglichen Leibe, der mich durch seine täglich erneuten Bedürfnisse demüthigt und an die Erde kettet; diese Freyheit des Willens, die mich zu Gott erheben und auch abwärts zum Bösen führen kann; diese Mischung kämpfender Richtungen in mir — alle diese dunkeln Zeilen in dem Buche meiner Natur ziehen zwar meine Aufmerksamkeit an sich, aber sie beunruhigen mich nicht. In Demuth erkenne ich mein Nichtwissen, und ohne mich in die Irrgänge einer trügerischen Weltweisheit zu verlieren, erwarte ich die Erklärung jener Räthsel vertrauensvoll von der Zeit, wo die Strahlen der ewigen Weisheit, nicht mehr durch trügende Sinnen gebrochen, meinen Geist erleuchten werden.

* * *

Der Spruch: „Thue Recht und scheue Niemand;“ enthält mehr Weisheit, als alle Werke über den Umgang mit Menschen lehren können. „Thue Recht und scheue Nie-

mand". das ist der einzige, sichere Compaß auf dem Meere des Lebens.

* * *

Was würde es wohl groß schaden, wenn wir jede Uhr für eine Todten-Uhr nähmen, und dabey an das dächten, was sie eben bezeichnet, an die Flucht der Zeit? Leuchten nicht helle Farben noch schöner und heller auf dunkelm Grund? Laß nur Deine Freude einen reinen Diamant von recht hellem Wasser seyn, und Du wirst bald sehen, wie sehr sie sich durch die untergeschobene Folie eines tiefen Ernstes erhöht.

* * *

Die Kräfte des Menschen werden von der Zeit an, wo er in sich zum Bewußtseyn erwacht, auf eine so mannichfaltige Weise durch das Leben in Anspruch genommen, daß er von selbst nur selten veranlaßt wird, mit seinen Gedanken über die Schranken der sichtbaren Welt hinauszugehen, und sie nach der Heimath zu richten, aus der er auf

dieses Eiland der Verbannung gesendet worden, und in die er zurückkehren soll. Die Befriedigung seiner natürlichen, wie seiner erkünstelten Bedürfnisse; die Forderungen des ungestümen Gefährten, an den er gekettet ist; seine sinnlichen Triebe, seine Wißbegierde, seine Eitelkeit endlich und sein Ehrgeiz — Alles das hält ihn unablässig fest, und indem es ihn immer mehr und mehr an sein irdisches Ruder bindet, vergißt er den Hafen, wo ihm die Freyheit zu Theil werden soll. Erst wann die harte Hand des Schicksals ihn aufrüttelt, oder p. 255
das Gewebe zerreißt, an das er seine beste Kraft gesetzt hat, und das ihm die Welt geworden ist; oder wenn ein verwandtes und heiß geliebtes Herz von ihm getrennt und unter die Erde gelegt wird; dann scheint unter seinen Füßen der Boden zu weichen, an den ihn die Zauberkraft des Lebens gefesselt hat, und er streckt die Arme seiner Sehnsucht nach einer Hülfe aus, die

ihm das Leben nicht bieten kann. So führt das, was das Leben zerstört, zum Leben; die Vernichtung der gegenwärtigen Freude gebiert eine Seligkeit, welche jene so weit übertrifft, wie die Unendlichkeit jegliches Maaß; und das, was wir am meisten fliehen, das, was aller unsrer Furcht, unsern Abscheu und Gram zum Grunde liegt, der Todt, wird uns Wohlthäter und Freund. Wer ertrüge den Gedanken, daß das innig geliebte Herz, das die Hand des Todtes-Engels in den Schooß der Erde gelegt hat, muthwillig von ihm zerdrückt worden sey, um es zu vernichten, und nicht vielmehr, um den unsterblichen Funken zu befreyen, der in seinen blutigen Wogen oft zu erlöschen drohte? Wer suchte und fände nicht Trost in dem Glauben, daß dieser Funke der regen Liebe endlos fortglüht, heller und reiner als vor dem, und aus dem unbekannten Jenseits herüberleuchte, wie ein Stern, und daß der Strahl, den er in die Nacht

der Traurigkeit sendet, den Pfad bezeichne, den wir zur Vereinigung mit ihm zu wandeln haben! So wird der Tod für den im Irdischen befangenen ein Vermittler des himmlischen Lebens; die Nacht des Grabes wird ein Durchgang zum Lichte, wie die Höhle des Paufilipo zu sonnigen Paradiesen führt; und die Fackel, die den letzten Holzstoß angezündet hat, wird zur Leuchte, die mit Liebe und Sehnsucht getränkt, zu dem Throne der ewigen Liebe führt.

* * *

Die Todten strecken vom Himmel ihre Arme nach den Lebenden aus, um sie zu sich empor zu heben.

* * *

Jener griechische Held, der auch in der Unterwelt noch den Groll über erfahrne Kränkung nährt, und ohne auf die Begrüßung seines Gegners zu achten, kalt und stumm an ihm vorüberschreitet, ist mir eine furchtbarere Erscheinung, als alle die Bilder von

Qualen, mit denen die Erfindungskraft der Dichter die Wohnungen des Todtes erfüllt hat. Wenn es möglich wäre, daß Amande beym Zusammentreffen in dem ersehnten Jenseits sich so mit Unwillen von mir wendete; oder der Freund meiner Jugend, mein Adolph; oder irgend ein andres verehrtes und geliebtes Haupt; warlich, das wäre mir, nicht der Anfang, sondern die Fülle einer Verdammniß, für die ich keine Vergleichung kenne!

* * *

Ein junger Mensch, der in dem Schooße des väterlichen Hauses und in dem Schatten der Schule sich wohl bewahret, und aus den Quellen der Weisheit alter und neuer Zeit die Begeisterung edler Gesinnungen geschöpft hat, tritt in die Welt mit dem Vorsatze, nie an andern Altären als an dem Altar der Wahrheit zu opfern, alles Schlechte zu hassen, alle Niederträchtigkeit zu verabscheuen, und dieses Abscheus und Hasses

keinen Hehl zu haben. Wie könnt' ich denn anders? sagt er zu sich selbst. Ich müßte mich ja verachten, wenn ich mein Knie vor dem Laster beugte! — Aber nur allzubald wird er gewahr, daß er in dem Verkehr mit der Welt wenigstens einen Theil dieses Vorsatzes aufgeben, daß er den Haß zur Mißbilligung herabstimmen, daß er die Mißbilligung selbst verbergen muß; ja, er kann in die Nothwendigkeit gerathen, mit dem Hassenswürdigen in einen Verkehr zu treten, der wie Billigung erscheint. Er lernt schweigen, weil er nicht reden darf; oder weil es nicht frommen würde zu reden; und die Liebe der Wahrheit, zu deren Priester er sich selbst geweiht hatte, zieht sich in das innerste Heiligthum seines Herzens zurück. Er hat gelernt, daß die Aufrichtigkeit, welche die Grundlage aller Tugenden ist, sich nicht in der Welt zeigen kann, ohne im besten Falle den Spott zu reizen, gewöhnlich aber dem Haß und der Verfol-

gung Preiß gegeben zu seyn. Jetzt lautet seine Sprache anders: um der guten Sache willen, muß ich mich freylich verstellen. Wie könnt' ich anders, ohne mich selbst zu Grunde zu richten, und ohne das Gute zu zerstören, das ich bey einiger Nachgiebigkeit gegen den Lauf der Welt fördern kann? — So steigt er von Stufe zu Stufe herab, bis er auf einer Linie mit denen zu stehen kömmt, die er bey seinem Eintritte in die Welt verachtete und haßte. Jetzt lernt er auch da schweigen, wo er um der guten Sache willen sprechen sollte; und sagt zuletzt, einstimmend in die furchtbare Lehre eines berühmten und berüchtigten Politikers: Die Gabe der Rede ist dem Menschen verliehen, um seine Gedanken zu verbergen.

* * *

Ein großer Theil dessen, was man in der Welt Liebenswürdigkeit nennt, besteht in der Kunst eines Scheines, der Niemand

den täuscht, und durch den Jeder getäuscht zu werden wünscht.

* * *

Als ich eines Tages mit der Gräfin Julie über den Gehalt des Lebens sprach, sagte sie zu mir: Ich betrachte das Leben als ein Spiel, und befinde mich wohl dabey, es dieser Ansicht gemäß zu behandeln. Wenn ich mich an den Spieltisch niedersetze, steht die Hoffnung des Gewinnes und die Furcht des Verlierens im Gleichgewicht; weder das eine noch das andre beschäftigt mich in diesem Augenblicke; und der einzige Gedanke, dessen ich mir mit einiger Deutlichkeit bewußt bin, ist, daß ich mit Verstand und Aufmerksamkeit spielen muß, sowohl um für mich die Vortheile des Zufalls zu benutzen, als auch um meine Mitspieler, die Freunde wie die Gegner mit mir zufrieden zu stellen. Daher ist es denn auch mein erstes Geschäft, den Charakter der Mitspieler, ihre Stimmung und

Laune, so wie die Eigenthümlichkeit ihres Spiels — denn jeder Mensch hat hierin seine eigne Art — kennen zu lernen, wozu oft schon die erste Partie hinreicht; und meinen Bemerkungen und Ahndungen gemäß, entwerfe ich eine Art von Operations-Plan, den ich im Laufe der Sitzung vielleicht mehr als einmal verändern muß, der mir aber immer den ganz unschätzbaren Vortheil gewährt, meine Aufmerksamkeit in beständiger Spannung zu halten. Das aber ist unstreitig beym Spiel und im Leben das Erste: in den Wechselfällen des Glücks und Unglücks die Klarheit des Geistes zu bewahren, die eben auch durch die Aufmerksamkeit auf das, was man in jedem Falle zu thun und zu lassen hat, geschärft wird. Zum Theil mögen diese Eigenschaften, ohne die man es weder am Spieltische noch auf dem Schauplatz des Lebens zu etwas bringt, eine Gabe der Natur seyn; aber man würde sie zuverlässig weit häufiger finden, wenn

sich nicht die meisten Menschen, die Männer wie die Frauen, die Frauen aber ganz vorzüglich, so gern der einschläfernden Bequemlichkeit hingäben. Dieser Hang ist die Schooßsünde der Menschen und eine Quelle unzähliger andern Sünden, und wird leider durch die einschläfernde Beschaffenheit des alltäglichen Lebens nur allzusehr genährt. Ich weiß nicht, fuhr sie fort, ob es so große und göttliche Geister giebt, deren Uhrwerk nie abläuft, oder die sich, wie gewisse mechanische Kunststücke, immer von selbst aufziehen, ohne dazu einer äußern Anregung zu bedürfen; selten sind sie gewiß; wo nicht, bey der sonderbaren centaurischen Zusammensetzung des Herrn der Erde, in welchem der Erdenklos den göttlichen Odem, der durch seine Nase eingedrungen ist, oft bis zum gänzlichen Ersticken umbaut, bey dieser Vereinigung des Niedrigsten und des Höchsten, die ich ohn' Unterlaß bewundere und betraure, ganz un-

möglich. Aber wie dem auch sey, das, was die geistige Thätigkeit, wenn sie einschlummern will, anregt, und das innerste Leben zum Bewußtseyn weckt, ist die Furcht und die Hoffnung; und — es mag so paradox klingen als es will — kein Mensch kann sich unglücklich fühlen, um dessen Besitz sich diese beyden Dämonen — auch ein sonderbares, auf das engste vereinigte Gespann feindlicher Wesen — streiten. Ich meine dieß ganz im Ernst, ob ich schon weiß, daß die Furcht und die Hoffnung, die mich beym Spiel im Athem erhält, und die dem Spiel seinen Reiz giebt, eben auch nur ein Spiel in Vergleichung mit dem ist, was wir im Laufe des Lebens so nennen. Aber ich kann mir in der That gar nicht vorstellen, wie eine recht innige Freude am Leben in einen Menschen kommen kann, der nicht bisweilen von der schwindelnden Höhe irgend einer großen Gefahr, etwa vom Krankenbette aus, in den dunkeln Ab-

grund des Todtes geblickt hat; so wenig als ein Mensch recht lieben kann, der nicht auch den Haß kennt. Nur wer das Gefühl des Genesens gehabt hat, hat auch einen Maaßstab für das Glück der Gesundheit; so wie man sich — um das Größere mit dem Kleinern zu vergleichen — eines guten und sichern Weges erst dann recht freut, wenn man auf dem schlechtesten und gefährlichsten recht zerstoßen worden ist. Ich weiß nicht, ob ich mich ohne Noth zu einer Seereise entschließen würde; das Schwerd umzugürten und in den Krieg zu ziehen, verbietet mir ohnedieß mein Geschlecht; aber nichts ist mir begreiflicher, als die unüberwindliche Liebe der Seeleute zu dem wilden Meere, und der Soldaten zu dem mißlichen Geschäfte des Kriegs. Das was diese Kinder der Gefahr aus dem schläfrigen Einerley des alltäglichen Lebens mit unwiderstehlicher Gewalt hinaustreibt, wo sie auf der Schärfe des Schermessers oder

dem schwankenden Seile zwischen zwey Abgründen schweben, ist eben das Verlangen, das uns aus einem trägen und geistlosen Gespräche zu den Wechselfällen des Spieltisches treibt. Es liegt ein ganz unbeschreiblicher Reiz darin, über den Zufall — ich nenne jetzt Alles so, was dem Menschen von Außen kömmt — eine Art von Herrschaft auszuüben, das Verwickelte zu entwirren und das Einfache zu verwickeln; den gelegten Schlingen zu entgehen und den Gegner Fallen zu stellen; und wenn auch zuletzt das Unternehmen fehlschlägt, und wir das ganze Gewebe sinnreicher Combinationen zerstört, unsre wohl entworfnen Plane vernichtet, und den gehofften Sieg vereitelt sehen, doch den Kampfplatz mit der Ueberzeugung zu verlassen, daß man das mögliche gethan habe, und also, indem man nur der Uebermacht des Glückes weiche, mit Ehren unterliege. Das alte schöne Wort des vielerfahrnen Piloten — ich denke es war ein

Rhodenser — „Wenn ich auch mein Schiff nicht gegen Sturm und Wetter retten kann, so soll es doch aufrecht und ungebeugt versinken;“ dieses herrliche Wort leidet überall Anwendung, selbst am Spieltische, wo Jedes sein Glück lieber mit dem entschlossenen, als mit dem zaghaften Spieler versuchen wird. Sehen Sie wohl, mein weiser Freund, der Sie die Karten verachten, daß nicht bloß der unsterbliche Tanzkünstler Marcel Recht hatte, auszurufen: Mein Gott! wie viel doch in einer Menuet liegt! sondern das eine gescheite Frau, die darum noch keine Diotima zu seyn braucht, auch in einer Handvoll Karten eine Fülle von Weisheit finden kann? und daß das Geschäft, was wir hier treiben, und wozu mich Ihr Freund, der Herr Rittmeister, eben auffordert, gar nicht so eitel und gedankenleer ist, als der Tiefsinn großer Gelehrten der Welt weiß machen will.“ — Bey diesen Worten reichte mir Julie die Hand zum Kusse, und

eilte an dem Arme des Rittmeisters zu dem Spieltische, wo sie mit Ungeduld erwartet wurde. Ich aber sah ihr nicht ohne Unmuth nach; denn in der ganzen, jetzt an die Karten gefesselten Gesellschaft war sie die einzige Person, die mich darin zurückgehalten hatte. Jetzt blieb mir nichts übrig, als mich zu entfernen. Ich ging in das Freye hinaus, fast unzufrieden mit mir und meinem alten Entschlusse, mich nie durch die Reize des Spiels verführen zu lassen; aber ich war noch nicht lange gegangen, als ich durch eine Zusammenrottung von Menschen aufgehalten wurde, welche die Thür eines Wirthshauses belagert hielten. In dem Hause selbst war Getümmel; wilde Stimmen schallten verworren durch einander; Weiber riefen um Hülfe; Kinder schrien. Aus den hin- und herfahrenden Schatten konnte man wahrnehmen, daß ein Theil im Kampfe begriffen war; ein anderer Theil die Kämpfenden zu trennen

oder sich ihrer zu bemächtigen suchte. Ich fragte einige der Umstehenden nach der Ursache dieser Scene, und erfuhr, daß hier ein berüchtigtes Spielhaus wäre, wo es oft Streit und im Streit blutige Köpfe setzte; mit einem Worte, daß hier auch entschlossene Leute beym Glücksspiel dem Genusse der Furcht und Hoffnung nachjagten. In diesem Augenblicke kam die Wache herbey, und machte dem Lärm ein Ende, indem sie die gesperrte Thür mit Gewalt öffnete, die Kämpfenden trennte, die Meisten verjagte, und einige festnahm. Unter den letztern erkannte ich einige junge Leute, die ich sonst wohl in guter Gesellschaft angetroffen hatte, und die jetzt, durch den Reiz hohen Spieles verführt, ohne Zweifel zu ihrer großen Beschämung, in diesen Handel verwickelt worden waren.

* * *

Die Eitelkeit, die den Menschen, den sie beherrscht, keinen Augenblick Ruhe läßt,

weil er in sich selbst nichts (ein Eusenada), nur in der Meinung Andrer lebt, und sich seines Daseyns eben dann erst mit Freuden bewußt wird, wenn seine aufgeschmückte Gestalt, sein Flitterstaat, seine guten Manieren, sein sophistischer Witz oder sein Scheinwissen die Augen Andrer auf sich zieht; diese Eitelkeit, die uns auf die Bühne der großen Welt oder auf den Markt der Schriftstellerey treibt, wo die Dornen weit reichlicher gestreut sind als die Rosen, erscheint recht jammervoll und verdammlich, wenn man sich mit dieser unheilbringenden Sphinx einem stillen weisen Gemüthe gegenüber denkt, das, wie die Lilie in der Wüste, unbekannt und unbemerkt, nichts begehrt und auf nichts Anspruch macht, sondern, zufrieden in Gott, alle Schönheit, Güte, Anmuth und Tugend, als Gaben des Himmels, hinwiederum dem Himmel zum Opfer bringt.

* * *

Wie kann man in der Beurtheilung seiner selbst der Täuschung entgehen? Wenn das Gewissen der Ankläger ist, so ist die Selbstliebe der Anwald meiner Schuld, und dieser Anwald hat eine so bezaubernde Beredtsamkeit, daß der Verstand, der zu Gericht sitzt, ihm Recht giebt, eh' er noch ausgesprochen hat. Ein seltsamer Gerichtshof, der immer nur aus und in einer Person besteht! Wie darf man sich also wundern, wenn bey weitem die meisten Menschen, bey aller Schlechtigkeit und Zerrüttung ihres Innern, sich dennoch für gut, vielleicht für vortrefflich, und auf jeden Fall für weit besser halten, als ihre Feinde und Gegner, ihre Nachbarn und Bekannte, ja als ihre Freunde selbst?

Ohne das Licht einer besondern göttlichen Gnade und ihren heilbringenden Einfluß scheint es unmöglich, den Abgrund unsers eignen Herzens und die in ihm wohnende Finsterniß zu erforschen. Aber

die Hülfe dieses Lichtes ist nicht eine Sache des Zufalls, sondern unsers Willens. Eine Ahnung von dem, was nicht recht in ihm ist, hat jeder; und wenn er dieser nicht entflieht, sondern Gott entgegenkömmt, von dem ja auch diese Ahnung entspringt, so wird ihm dieser auch den hellen Tag der Erkenntniß aufgehen lassen, ohne den kein Heil zu finden ist.

* * *

Als ich einstmals in einer der glücklichen Stunden, die ich mit F. H. Jacobi, dem edelsten und weisesten Manne, dem ich auf meinem Lebens-Pfade begegnet bin, das Problem der Unsterblichkeit berührte, und ihm die Bangigkeit gestand, die mich anwandelte, wenn ich mich in den Gedanken vertiefte, daß dieses, mit der hinfälligen, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sich aufzehrenden und zerfallenden Materie so eng verbundene, verwachsene und

vermischte Ich aus der Zerstörung alles dessen, woran es hier hängt oder zu hängen scheint, gerettet, und ohne irgend einen denkbaren Träger in ein ebenfalls undenkbares, unbekanntes und unbegrenztes Hinüber, mit dem vollen Bewußtseyn seiner selbst, und der Erinnerung an den verlassenen Wohnplatz, getragen werden solle; und da vieles über diesen Gegenstand gesprochen wurde, zeigte er mir die Stelle eines Briefes, worinne dieselben Zweifel berührt waren, und wo es unter andern etwa so hieß: „Auch mich wandelte einst wohl der Zweifel an, wie denn der Wassertropfen über ein Weltmeer von Todt und Verwandlung hin gerettet werden solle? Aber da erwachten in mir Gedanken und Gefühle, die aus den Tiefen der Seele, wie aus der Wurzel der Ewigkeit in ihr, hervorblitzten; Strahlen in finstrer Nacht, eine Ahndung des Mondenlichtes, das noch unter dem Horizonte verborgen, seine Ankunft in weiten Kreisen

verkündigt. Unser Leben ist ein Traum, das erkennen wir alle; aber folgt denn nicht aus eben dieser Erkenntniß, daß auch ein Wachen seyn wird? So wenig die Zeit der Schooß und die Mutter der Ewigkeit seyn kann, so wenig kann Vergänglichkeit der Anfang und das Ende der Wesen seyn. Athem Gottes ist unser Leben; das Leben selbst — ein Bild Gottes in uns — ein Bild des Schaffenden nicht des Tödtenden."

* * *

Zwey Blumen wuchsen zwischen mir und Amanden auf; sie blühten in unbeschreiblicher Anmuth neben einander, und jeder Tag verschönerte sie. Wir pflegten sie Tag und Nacht, und alle unsre Freude war das Mühen um sie. Da erhob sich ein sengender Wind, und ging zerstörend über die Erde, und die Blumen sanken in den Staub. Mein Schmerz war unendlich; Amande ertrug den ihrigen nicht. Seitdem

hat sich mein Leben mit Finsterniß umhüllt, und meine Seele ist traurig. Doch könnt' ich nicht wünschen kinderlos gewesen zu seyn. Ich will nicht die Freude an ihrem Daseyn gegen den Schmerz abwägen — denn wo gäb' es Maaß und Gewicht gegen das Unendliche? — aber der Todt dieser geliebten Kinder, von denen sich ihre Mutter nicht trennen wollte, hat mir das Jenseits theurer gemacht als das Diesseits, und hat mich mit dem Todte befreundet. Ist das nicht auch viel werth? Seit jenem schmerzlichen Ereigniss zieht sich ein lichtheller Pfad durch das Dunkel, das mich umgiebt, und deutet auf den Hafen der Heimath hin, wo das Licht der Erkenntniß und die Freude des Wiedersehens und die Seligkeit der Vereinigung auf uns harrt. Wenn ich diesen Gedanken nachhänge, so will mir fast die Fahrt zu lange dauern, und ich wünsche mir einen frischen Wind, und sehe unablässig nach dem Farus aus,

hinter welchem die Dunkelheit zum Tage wird.

* * *

Die Zusammenstimmung liebender Herzen, und die Seligkeit, die aus ihrem harmonischen Einklange quillt, ist eines der grossen Geheimnisse, durch die sich Gott den Menschen offenbart. Daß sich bey aller Verschiedenheit der Neigungen, der Wünsche und Ansichten in tausend Dingen dennoch zwey Menschen so lieben können, als ob in beyden nur Ein Sinn wohnte, nur Ein Herz schläge, ist mir ein größeres Wunder als Alles, was die Geschichte der Heiligen erzählt. An diesem Wunder ist mein Glaube an Gott erst recht lebendig geworden; in Amandens Liebe ist er genährt worden, und der Gedanke daran ist der erfrischenden Luft gleich, in der sich die Flamme des Glaubens reinigt, und zum Himmel emporsteigt.

* * *

Die Alten sagen: Gott in leibhafter Gestalt zu sehen, ist den Menschen versagt; und wenn es geschähe, würde es ihnen Verderben bringen. Niemand kann Gott begreifen, niemand ihn auch nur denken, wie er ist. Gott, sagt ein altes Wort, zeigt sich uns nicht, und verbirgt sich auch nicht. Aber er deutet sich an. Diese Andeutungen mit Andacht aufzufassen, die leisen Spuren zu verfolgen, die das Wehen des Geistes hinterläßt, und da wo sie sich im Dunkel verlieren, in Demuth vor dem Allerheiligsten anzubeten, das ist Religion. Wer den Vorhang aufheben, in das verschlossene Heiligthum eindringen, und Gott gleichsam zwingen will, sich ihm zu zeigen, wie er ist, der frevelt durch übermüthige Vermessenheit; Gott verbirgt sich ihm nur noch mehr; ja, es geschieht wohl, daß während er die lichten Höhen zu erklimmen wähnt, die nur seligen Geistern erreichbar sind, er rettungs-

los in den Abgrund des Wahnsinns versinkt.

* * *

Ich hege die feste Ueberzeugung, daß Gott das Gemüth des Menschen, der sich ihm mit kindlicher Liebe hingiebt, zum Guten lenkt, und von den Syrten des Bösen entfernt. Wer gelernt hat, auf sein Thun und Lassen zu achten, und auf das, was seine Handlungen bestimmt und lenkt, der muß mehr als einmal erfahren haben, daß, wenn er den Fuß schon aufgehoben hatte, um den unrechten Weg zu betreten, ihm ganz unerwartet irgend etwas in den Weg trat, das ihm Zufall schien, ihn zum Zurückweichen nöthigte, und Zeit zur Besinnung gab. Wohl dem, der hierinne den Finger Gottes erkennt, und in sich geht; wer aber in seinem Uebermuthe dem störenden Zufalle zürnt und trotzt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er aus einem Irrsaal in das andre geräth. Auch deshalb hat, wer nach

Heiligung strebt, Gott um Demuth zu bitten; und wenn ihn Demüthigungen treffen, auch diese als ein Mittel anzusehen, durch das die Liebe Gottes den Saamen des Bösen, der auf dem Boden des Uebermuthes üppig aufschießt, erstickt, und den Irrenden zu sich zurück ruft.

* * *

Wie sich die Seele durch das Leben, so offenbart sich Gott durch die Seele.

* * *

Das Thier in dem Menschen fürchtet den Tod; der Gott in ihm überwindet den Tod, ohne beydes gäbe es nichts Erhabenes.

* * *

Der Mensch, den Mangel und Noth so ganz zu Boden drückt, daß er an nichts anders als an die Fristung seines armseligen Lebens denken kann, vergißt Gott, weil er sich von Gott vergessen glaubt; auch der, welcher in der Fülle des Glückes schwelgt,

vergißt ihn, weil er meint seiner nicht zu bedürfen. Darum, glaub' ich, lehrt Christus um das tägliche Brod zu bitten, d. h. um das Nothwendige und was für das nächste Bedürfniß hinreicht. In einem andern Sinne um zeitliche Güter zu bitten, scheint mir Frevel zu seyn. Nur um die Kraft haben wir zu beten, unser Loos, was es auch sey, fromm und weise anzuwenden; vornehmlich das Loos des Glücks. Das Glück ist eine schwere Bürde, unter der mehrere erliegen, als unter der Last des Unglücks; eine Versuchung, die nur durch Gottes Beystand überwunden werden kann.

* * *

Die Schwingen des Todesengels rauschten heute vernehmlicher um mich, als seit langer Zeit. Als ich vom Spaziergange zurückkam, schlugen meine Pulse so gewaltsam, das Blut drängte sich mit so ungleicher Heftigkeit dem Herzen zu, daß ich

kaum noch athmen konnte. In freyer Luft ertrage ich diesen Zustand leichter, und ich bitte Gott, wenn die Stunde meiner Auflösung kommen soll, sie mir draußen zu senden unter seinem Himmel, unter den Liebesaugen der Sterne, an denen meine Blicke so oft dankbar und andächtig gehangen haben, wenn ich zu Amanden ging. Und möge der Engel des Todes, wenn er zum letztenmale zu mir kömmt, um das Kissen der Erde, auf dem ich ruhe, unter meinem Haupte weg zu ziehen, in Amandens Gestalt zu mir treten, und die Kinder an seinen Händen führen, nach denen ich mich so unaussprechlich sehne. Diese Bitte kann Gott nicht mißfallen. Er hat meine Liebe geheiligt, er hat sie von allem Irdischen durch den Tod gereinigt; er wird sie durch das Wiedersehen vor seinem Throne, in dem Reiche seiner Herrlichkeit krönen.

8.

Ambras.

Mein erster Gang in Inspruck war nach der Kirche zum heiligen Kreuz. Ich sah hier die ehernen Standbilder der Kaiser, die wie eine Riesenwache die Gebeine eines andern Kaisers umstehn; und das Grabmal dieses Kaisers mit dem reichen Schmucke seines Bildwerkes, der Arbeit eines fleißigen kunstgeübten Meissels.

Am meisten verlangte mich nach der Capelle, die das Grabmal des Erzherzogs

und seiner Gemahlin umschließt. Ich hatte die Geschichte dieses Paares Amanden in jenen glücklichen Tagen erzählt, wo ein unerwartetes Zusammentreffen günstiger Umstände meinem Vater die Einwilligung zu unserer Verbindung abgewann. Damals erwachte in uns der Wunsch, dieses Grab zu besuchen; die Zeit der Reise war einmal schon bestimmt; da kamen Unfälle über Unfälle; an Ausführung des Plans war nicht mehr zu denken; und wenn auch etwa eins von uns daran dachte, so wurde der Gedanke doch nicht mehr laut, um dem andern nicht weh zu thun. Amande starb, ohne Ansprüch, und ohne das Grab Philippinens gesehen zu haben. Mich aber trieb die Schwermuth aus der Heimath fort zu den starrenden Felsen hin, und den brausenden Strömen der Alpen und ihren schäumenden Wasserfällen, um, wo die Natur am wildesten war, das Bild

der ſtillen und heitern Anmuth, das jetzt die Erde verbarg, immer von neuem in lebendigen Erinnerungen in meinem Herzen aufzurichten. So kam ich nach Inſpruck. Der Gedanke an Amanden verließ mich hier nicht einen Augenblick. Ich konnte nicht anders glauben, als daß ſie in meiner Nähe ſey.

Während ich an dem Grabe verweilte, und die Geſtalten des liebenden Paares, die darauf ruhen, in die Augen faßte, und mich nun verlangte, vor Allem ihren Wohnſitz zu beſuchen, zog ein Gewitter auf. Der Regen ergoß ſich in Strömen, und ich mußte für dieſen Tag mein Vorhaben aufgeben. Erſt den dritten Tag zur Mittagszeit hellte ſich der Himmel wieder auf. Ich machte mich ohne Verzug auf den Weg nach Ambras.

Das Jagdschloß Ambras, eine Stunde und mehr von der Stadt entfernt, auf einer der ersten Höhen des immer steigenden Gebirgs, beherrscht das herrliche Thal. Einige sagen, es sey von dem Erzherzog Ferdinand erbaut; es scheint aber ältern Ursprungs, und nur von ihm erweitert zu seyn. Daß er hier mit den Seinigen die Sommerzeit zubrachte, ist gewiß. Ich hatte in meiner Kindheit ein Bild von diesem Schlosse gesehen, und es mir wohl eingeprägt. Da waren die Thore geöffnet, und auf dem weiten Hofe war ein Getümmel von Menschen. Diener liefen hin und her; Reiter sprengten ab und zu oder tummelten ihre Rosse; in der Mitte standen Jäger mit Hunden am Leitseil, und Knechte mit schön geschmückten Rennern an der Hand; Alle, wie es schien, den Erzherzog und sein Gefolg erwartend, wenn

er aufsitzen würde zur Jagd. An den Fenstern des Hauptgebäudes lagen Frauen und Jungfrauen, unter denen man die holde Philippine erkennen konnte, an dem Platze, den sie einnahm, und an der zahlreichen Umgebung von Hofjungfern, die sie in ehrfurchtsvoller Stellung umgaben, oder hinter ihr standen. Vor dem Schlosse war mancherley Volk versammelt, und alle Blicke nach dem Thore gerichtet, aus dem der fürstliche Zug hervortreten sollte. Mit diesem Bilde vor meiner Seele stieg ich den Berg hinauf. Das Thor stand offen; ein weiter Hof, von schlecht erhaltnen Gebäuden umgeben, breitete sich aus; kein lebendiges Wesen regte sich; und das Gras, das überall zwischen den Steinen hervordrang, und die Nesseln, die in allen Winkeln wucherten, legten Zeugniß von der Verlassenheit des Ortes ab, dessen weite

Räume nur selten von menschlichen Füßen betreten wurden. Ich verweilte einige Zeit, um Alles in die Augen zu fassen, und da Niemand erschien, und ich umsonst einige Thüren des Hauptgebäudes versucht hatte, wollte ich meine Gegenwart durch Rufen bemerklich machen. Da erschien an einer kleinen Pforte zur Seite ein gebückter Mann mit eisgrauem Haar, fragte nach meinem Begehren, und erschien dann wieder an der Thür des Hauptgebäudes, die sich langsam und knarrend in ihren verrosteten Angeln bewegte. Nun ging es, wie gewöhnlich, aus einem Gang in den andern; mein Führer war sehr wortkarg; ich mußte glauben, daß ich ihm zur unrechten Zeit gekommen sey. Nachdem ich nun mehreres besehen hatte, sagte ich: Es ist mir viel von der Herrlichkeit dieses Schlosses erzählt worden, und von den

Schätzen, die es enthält. Lassen Sie mich diese sehen. — Da antwortete der Alte mit einem fast schmerzlichen Lächeln: „Die unvergängliche Herrlichkeit, die ihm niemand entziehen kann, will ich Ihnen zeigen. Aber die andern Schätze, die Sie wahrscheinlich meinen, die Seltenheiten der Natur und Kunst, sind vorlängst nach Wien gewandert. Es ist freylich das Eigenthum unsers gnädigsten Herrn.“ — Unter diesen Reden stieg er die Treppe hinauf, und wir standen auf dem Dache, und das wunderbare romantische Land lag in aller seiner Herrlichkeit unter mir und um mich her. Gegenüber die Stadt mit ihren Palläſten und Thürmen an den Fuß des himmelhohen Gebirges gelagert; der majestätische Inn, der sein blaugrünes Wasser durch sie hin wälzt, und die kleinere crystallhelle Sill, die sich ihm eilig entgegenstürzt, um mit ihm zugleich aus dem verschlossenen Alpenlande in die frucht-

baren Ebenen von Baiern zu treten. Zur Rechten hin das weite Thal, das sich in die nebelnde Ferne verliert; zur andern Seite das Gedränge der Gebirge, die sich mit ihren schroffen Spitzen überragen, hier und da mit ewigem Eise bekrönt, überall wunderbar, gewaltig und riesenhaft. Die Sonne, die sich in diesen Alpenmauern früher zum Untergange neigt, zitterte an den ausgezackten Rändern der Felsen, die sie mit einem Strome von Gold und Purpur übergoß, auch den Spiegel der Flüsse mit ihrem Wiederscheine vergoldend, bis sie sich ganz hinter den Zinnen des Gebirges verbarg, und aus dem breiten Schatten, der sich über das Thal ergoß, nur noch einzelne goldene Kronen dieser ewigen Beherrscher des Landes glänzten." Dieß ist allerdings eine unvergängliche Herrlichkeit, sagte ich zu meinem Führer, den mein bewunderndes Anschaun erheiterte, indem er selbst voll Andacht mit seinen Blicken der unter-

gehenden Sonne folgte; und ich glaube, daß man ganze Tage hier zubringen kann, ohne bey dem Wechsel der mannichfaltigen Beleuchtung zu ermüden, oder auch nur alles einzelne recht in's Auge zu fassen.

Der Alte lächelte bejahend.

Sollte nicht, der Erzherzog, fuhr ich fort, mit seiner Gemahlin oft hier zugebracht und die herrliche Aussicht genossen haben?

So hat er allerdings, erwiederte der Alte, wie man hier im Lande erzählt. An schönen Tagen, wenn er nicht auf die Jagd ging, nahm er seine Gemahlin an der Hand, und stieg mit ihr nach der Vesper auf diesen Altan, und verweilte manchmal bis die Sterne aufgegangen waren. Man erzählt viel von ihrem Ehestande, der wohl seines Gleichen im ganzen Tirol nicht hatte.

So sagt man, versetzte ich: auch wird ihre Schönheit sehr gerühmt.

Sie muß wohl ein schönes Gesicht ge-

wesen seyn, antwortete der Greis; würde sonst wohl ein Erzherzog und der Sohn eines Kaisers die Bürgerstochter an seine Seite genommen haben? und noch dazu gegen des Vaters Willen. Aber wie der alte Reim sagt: Schönheit vergeht, Tugend besteht. Und das traf bey ihr zu. Denn ihre Frömmigkeit und Tugend wird noch höher gerühmt, als ihre schöne Gestalt.

Sind keine Ueberbleibsel von ihr vorhanden? fragte ich; keine Kleidungsstücke und dergleichen?

Nicht daß ich wüßte, erwiederte er; die einzige sichtbare Erinnerung an ihr Hierseyn ist wohl ihr Wohnstübchen; und das ist nicht viel; ob es schon in gewisser Rücksicht auch wieder viel ist. Aber zu sehen, mein' ich, ist nichts darin.

Ich bat den Alten, mich dennoch hineinzuführen. Lächelnd öffnete er mir die Thür. Ich trat in ein kleines Zimmerchen, das einer Klosterzelle, nicht aber der Wohnung

einer Fürstin glich; kaum vier Schritte lang, und eben nicht breiter; Wände und Decke mit braunem Holze getäfelt; Alles von einem einzigen schmalen Fenster erleuchtet, in dessen Vertiefung eine hölzerne Bank befestigt war, so wie eine andre, rechter Hand an der Seitenwand. Zur Linken stieß ein eben so kleines Stübchen daran, mit einer Vertiefung im Boden, die als Badewanne diente, und kaum Raum genug zum An- und Auskleiden ließ. Das war die ganze Wohnung der Frau eines Erzherzoges! Mir aber kam dieser enge Raum bewundernswürdiger vor, als die langen Reihen vergoldeter Zimmer, die sich in andern Palästen der Bewunderung aufdringen, und in denen man, bey allem Glanz und Schimmer, immer etwas von dem verödeten Gemüthe der Eigenthümer zu fühlen glaubt. In einem solchen Raume, sagte ich zu mir selbst, so eng, so alles Schmuckes und aller Bequemlichkeit be-

raubt, kann sich freywillig nur ein stilles, in sich selbst zufriedenes und bescheidenes Herz zurückziehen; und ich denke, man kann schon aus dieser Wohnung erkennen, daß ihre Bewohnerin nur dem Zuge der Liebe folgte, als sie dem stürmischen Fürstensohn ihre Hand gab, und daß sie nachher, als sie die Verzeihung des Kaisers suchte, nicht Rang und Würde, sondern die Zufriedenheit ihres Gemahls, und die Beruhigung ihres eignen Gewissens in den Augen hatte. Ich hatte Platz auf der Bank genommen, und die Blicke auf die Erde geheftet, die Hände gefaltet, verlor ich mich in meinen Gedanken, und feyerte mit stiller Trauer das Glück einer frommen, in ihrer Beschränkung seligen Liebe. Eine unwillkührliche Bewegung meines Führers rief mich zu mir selbst zurück. Er hatte mich nicht stören wollen, weil er glaubte, ich betete; und er hatte darin so unrecht nicht. Als ich aufgestanden war, und er bemerkte,

daß meine Augen kaum von Thränen waren, sagte er: Sie scheinen an den Bewohnern dieses Zimmerchens Antheil zu nehmen. Sie hatte es verdient. Aber ich habe wohl viele Reisende herumgeführt, die mir wenigen Dank dafür wußten. Die meisten begnügten sich einige Blicke herein zu thun, und gingen schnell wieder weg; einige meinten auch, es sey das gar ein schlechter Aufenthalt für eine Fürstin, und kaum für eine Magd gut genug: ja, ich hörte auch wohl sagen, ihr Gemahl möchte sie doch nicht sehr geehrt haben, da er sie in eine so geringe Wohnung verwiesen hätte. Ich dachte dabey in meinem Herzen: Andre Zeiten, andre Sitten! Uebrigens schwieg ich. Aber gewiß war in dem Stalle zu Bethlehem, wo unser Heiland zur Welt kam, mehr Herrlichkeit und eine größere Liebe zu finden, als in dem Pallaste des großen Herrodes.

Diese Betrachtung des alten Castellans

war zu sehr im Einklang mit meinen eigenen Gedanken, als daß sie mich nicht für ihn hätte gewinnen sollen. Ich fragte nach seinem Hauswesen, ob er verheirathet sey und dergleichen. Ich war es, sagte er, seit einigen Jahren bin ich Wittwer. Und tragen Sie, sagte ich, diese Trauer noch für Ihre verstorbne Frau, oder für einen andern Verwandten? — Für meine Waldgräfin, antwortete er. Sie war eine so gute Frau! und ich werde die Trauer um sie so wenig ablegen, als ihr Andenken und meine Betrübniß jemals aus meinem Herzen weichen wird.

Da mich diese Reden des alten Mannes weicher machten, als ich scheinen mochte, suchte ich das Gespräch anders zu wenden, indem ich sagte: Das mag wohl ein seltener Fall seyn, daß Ein Haus, und gar ein fürstliches, zwey glückliche Ehen unter seinem Dache beherbergt hat.

Das kann wohl so seyn, erwiederte der

Beispiele aber gute Beyspiele sind auch nicht verloren, und ob es schon lächerlich klingen mag von einem gemeinen Manne, wie ich bin, aber das, was man hier von der Ehe des Erzherzogs und seiner Philippine erzählt, hat auch dazu beygetragen, den Frieden in meinem Hause zu erhalten und zu befestigen.

Ich begreife das wohl, sagte ich, und es ist das ein Segen, den ein guter Mensch auf den andern verbreitet.

Das ist gewiß wahr, sagte der Alte, und ich habe manchmal Ursache gehabt, Gott zu danken dafür. Wenn, wie es wohl in jedem Ehestande geschieht, etwas zwischen uns kam, und den Frieden störte, — es war meist nicht groß der Rede werth — und wir uns doch nicht so geradezu mit einander vertragen wollten, wie denn der Mensch immer seinen Hochmuth hat, und uns denn doch der Hader zur Last war, gingen wir meist ganz still in dieses Stüb-

chen, und jedes setzte sich auf eine von den Bänken, und sah nach dem andern hin. Dann währte es gar nicht lange, so lachten wir uns an, und reichten uns die Hände, und Alles war wieder gut. Darum nennten wir auch dieses Stübchen unsere Hochzeitskapelle, und sie ist mir nicht weniger heilig, als ein geweihter Platz. Fürwahr mit Recht, sagte ich. Denn wo kann ein Ort geweihter seyn, als da wo Friede Gottes und Liebe wohnt? Hat Ihr Ehestand lange gedauert?

Ohngefähr noch zweymal so lange als meine Bewerbung. Länger als Jacob um Rahel warb ich um Walpurgs Hand, und es wäre doch beynahe nichts aus der Sache geworden.

Was erschwerte sie denn?

Das Zeitliche, wie es so gewöhnlich ist. Das Mädchen wollte mir wohl, aber ihr Vater hatte viel mehr als ich, und da Walpurg sein einziges Kind war, wollte er

höher hinaus. Sie sollte durchaus einen reichen Mann haben, und ob sich gleich mehrere fanden, die um sie warben, so war ihm doch keiner recht. Mir aber half das auch nichts; und da ich mit meiner Sache nicht zu Ende kommen konnte, und doch den Jammer nicht haben wollte, das Mädchen wider seinen Willen verheirathet zu sehen, faßte ich in meinem Unmuthe einen kurzen Entschluß, übergab meinem Bruder die Verwaltung meines Anwesens, und zog eines Morgens mit meiner Büchse auf dem Rücken nach Wien, wo ich Soldat wurde. Da ging es mir nun gut und schlimm, je nachdem die Zeiten waren. Manche Kugel ist an mir vorübergegangen; mancher Säbel über meinem Haupte geschwungen worden; und lange war ich gut durch gekommen; endlich aber bekam ich eine Wunde in das linke Knie, wovon ich noch jetzt lahm bin; und nachdem ich halbweg geheilt aus dem Lazarethe entlassen

war, erhielt ich meinen Abschied, und kam mit meiner Büchse auf dem Rücken wieder nach Hause, so wie ich ausgegangen war, nur beträchtlich älter und invalid. Von Walpurg hatte ich in der langen Zeit nichts gehört; aber mein Herz hing noch immer an ihr, und ob ich gleich schönere Mädchen gesehen hatte, die mir auch wohl wollten, konnte ich mich doch zu keiner andern Liebe entschließen. Als ich nun in die Heimath zurück kam, und nach ihr fragte, hörte ich, ihr Vater sey durch mancherley Unfälle von seinem Hochmuth ganz herab gekommen, und in Dürftigkeit gestorben; Walpurg aber diene als Magd, und habe ihren Vater, so lange er gelebt, mit ihrem spärlichen Lohn unterstützt. Da sich nun mein eignes Erbtheil durch des Bruders treue und kluge Bewirthschaftung um die Hälfte vermehrt hatte, war es mir eben, als wär' ich recht durch Gottes Fügung wieder nach Hause getrieben worden, und

dankte ihm jetzt für die erhaltene Wunde, die, so lästig sie mir war, mir nun eben zum Glücke gereichen sollte. Auch ging Alles nach Wunsch; und was in Jahren nicht hatte gelingen wollen, wurde jetzt in einer Stunde richtig.

Haben Sie Kinder?

Einen Sohn und zwey Töchter. Dem Sohne hab' ich mein Anwesen übergeben, nachdem ich hier auf dem Schlosse angestellt worden bin; die älteste Tochter hält mir nach dem Tode ihres Mannes Haus; die andre kömmt von Zeit zu Zeit mit ihren Kindern hier her; und das sind dann meine großen Festtage, wenn ich von allen den Meinigen umgeben, mit ihnen das Andenken der vergangenen Zeiten feyre. Lebte meine Walpurg noch, so wüßte ich nicht, was ich mir in der Welt noch wünschen könnte Aber dann wäre mir die Erde wohl allzulieb.

* * *

Die Nacht lag schon längst über dem

Thale, als ich von dem guten Alten Abschied nahm, und den Rückweg antrat. Alles war in Finsterniß gehüllt, nur das Schloß von Ambras glänzte feenartig im Mondenlicht; und der Schimmer zitterte und schwankte an den hellen Fenstern, als bewegten sich Menschen darinne hin und her, wie es in den Tagen seiner Herrlichkeit gewesen seyn mag. Da zogen Wolken auf und verschleyerten den Mond. Alle Lichter waren plötzlich ausgelöscht; nur die Umrisse des mächtigen Hauses, zeichneten sich, wie ein Riesen-Sarg entschwundenen Lebens, an dem dunkeln Hintergrunde. In diesem Augenblicke tönte der milde Gesang zweyer Flöten aus einem Garten über den Weg her. Es war die Melodie: Wie sie so sanft ruhn. — lange begleitete sie mich; und als sie erloschen war, tönte sie mir fort in der Brust. Ich kam mit vollem Herzen und nassen Augen nach Hause.

* * *

Ich machte von Inspruck aus, meiner Gewohnheit nach, zu Fuß mehrere Wanderungen in die benachbarten Thäler, meist an den Ufern der Flüsse hin; und wo mich ein heimisches Plätzchen anzog, da verweilte ich. Nach mehrern Wochen, die ich so umhergeirrt war, kam ich noch zum letztenmal in die Stadt zurück, um mich dann nach dem Costnitzer See zu wenden, zu dem mich immer die alte Liebe zieht. Als ich nun meinen Namen in das Fremdenbuch des goldnen Adlers einschrieb, fand ich, zu meiner Ueberraschung, unter den neu Angekommenen Renaud von Isoard, nebst Frau. — Ist dieser Herr noch hier? fragte ich. — Ja wohl, war die Antwort. Er ist vor einigen Stunden nach Ambras gegangen.

Ich machte mich sogleich auf den Weg, um dem alten Freunde entgegen zu gehen. Nicht weit von der Stadt stieß ich auf ihn. Er erkannte mich nicht; so verändert ist meine Gestalt. Als ich ihm aber meinen

Namen genannt hatte, war die Freude auch von seiner Seite groß; und nach kurzem Gespräch konnte keiner von uns zweifeln, daß zwanzig Jahre von Trennung in unsern Gesinnungen und der gegenseitigen Liebe nichts verändert hatten.

Nach den ersten Begrüßungen stellte er mich seiner Frau als den vieljährigen Freund vor, den er in der Geschichte seiner Jugend öfters gegen sie erwähnt habe. So war auch mit ihr die Bekanntschaft schnell zu Stande gebracht. Dann folgten die gewöhnlichen Fragen von woher? und wohin? dann Verabredungen über die Verwendung unsrer Zeit, und der Beschluß uns so wenig als möglich zu trennen. So geschah es auch. Wir brachten mehrere Tage mit einander zu, besahen Alles gemeinschaftlich, aßen mit einander, und trennten uns selten vor Mitternacht. Viele Geschichten der vergangenen Jahre wurden aufgerollt; Schmerz und Freude, Lust und Trauer zo-

gen abwechselnd durch unsre Brust; und Renaud wußte, mit der angebornen Leichtigkeit seiner Nation den Ton der Unterhaltung auf die angenehmste Weise zu wechseln, wenn sie auf schmerzlichen Gegenständen allzu lange verweilen wollte. Die Geschichte unserer Schicksale hatte im Gegenschein gestanden. Als mir das Gestirn des Glückes aufgegangen war, hatte sich das seinige mit Finsterniß bedeckt; als es mir erloschen, war es ihm aufgegangen. Auch seiner Verbindung mit Eugenien hatten sich ähnliche Hindernisse entgegengestellt, wie der meinigen mit Amanden; und auch bey ihm war das, was unüberwindlich schien, nach vielem, fast zerstörenden Schmerz, durch die Fügung des Himmels überwunden worden. Jetzt erfreute er sich des ruhigen Besitzes eines wünschenswürdigen Looses. Sie liebten sich unaussprechlich; und die Gefahr, die über ihrem Haupte geschwebt, das Dunkel, das sie umgeben hatte, setzte

der Heiterkeit ihres Glücks, die anmuthigsten Farben zu. Es war der Bogen der Iris auf dem dunkeln in Regen zerfließenden Gewölk. — Ich wäre vielleicht verloren gewesen, sagte Renaud eines Tages zu mir, als er mir einige Bruchstücke seines Lebens vor Augen gelegt hatte, ich wäre verloren gewesen, ohne die herben Lehren meines Schicksals. Du bist selbst einigemal Zeuge der ungebändigten Leidenschaftlichkeit gewesen, die mich, wie ein wildes Roß, oft bis an den Rand des Abgrundes riß, in den ich, wenn die Besinnung zurückkehrte, mit Grausen hinabsehen mußte. Wäre Eugenie mein geworden, ohne den Widerstand, den ich erfuhr, würde mich meine Liebe zu ihr, würde mich ihre engelgleiche Sanftmuth vor solchen Anfällen leidenschaftlichen Wahnsinns geschützt haben, wo ich gegen Freunde und Feinde, und am meisten gegen mich selbst wüthete? würde dieses milde Wesen nicht in immerwährender Angst ver-

gangen seyn auf diesem unbändigen, immer drohendem Vulcan? Ich hätte vielleicht täglich gesündigt, und täglich bereut, und meine Reue wäre immer wieder eine neue Sünde geworden durch den Mangel an Maaß. Sie hat auch wohl jetzt noch genug von den Unarten ihres Mannes zu dulden; aber nachdem das Unglück dieses spröde Erz etwas erweicht hat, nimmt es doch leichter die Eindrücke ihrer bildsamen Kunst an. Ist es nicht so, Eugenie? und hab' ich mich nicht gebessert durch Dich?

Bey diesen Worten reichte er seiner Frau lächelnd die Hand; sie schmiegte sich mit der liebenswürdigsten Anmuth an ihn an, und sagte zu mir: Unser Freund klagt sich wohl härter an als er verdient, damit ich ihm widersprechen soll. Aber diesen Gefallen will ich ihm nicht thun. Allerdings war er sonst noch wilder als jetzt. That der Himmel nicht, wie er wollte, so wollte er den Himmel stürmen, und schleuderte Fel-

seufzücke über sich empor, die dann auf sein Haupt zurückrollten. Wie oft hab' ich für ihn gebebt, und doch konnt' ich ihm nicht zürnen, da es, so lange ich ihn kenne, immer nur das Uebermaaß seiner Liebe zu mir war, was ihn über die Schranken hinaustrieb. Wenn er sich seiner Besserung rühmt, so hat er Recht; ob ich mir aber, wie er sagt, das Verdienst davon zuschreiben darf, ist zweifelhaft. Auf jeden Fall hat seine Liebe mehr Antheil daran als meine Bildungskunst. Gewiß ist, daß die Stürme sich bey meinem guten und theuern Renaud immer seltner erheben, so daß ich hoffen darf, sie werden sich allmählig ganz in einen milden Zephyr umwandeln, gerade lebhaft genug, um auf dem ebnen Meere unsers Lebens — möge es Gott immer so still und eben erhalten! — unsre Barke munter vorwärts zu bringen.

* * *

Renaud hatte mir bald dieses bald jenes Ereigniß seines Lebens, so wie es eben die Gelegenheit gab, mitgetheilt; das aber, wornach mich am meisten verlangte, die Geschichte seiner Verbindung mit Eugenien, der Hinderniße, die sie gefunden, und der Ereigniße, wodurch sie zu Stande gebracht worden, hielt er mir bis zum letzten Abend unsers Zusammenseyns vor, wo sich Eugenie, von einem langen Spaziergang ermüdet, früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte. Mein Verlangen darnach war an diesem Tage von neuem gereizt worden, als Eugenie bey einem wiederholten Besuche der Kreuzkirche an dem Grabmale des Erzherzoges und seiner Gemahlin leise zu mir sagte: Wenn Sie wüßten, wie viel wir diesem Paare schuldig sind! Renaud muß Ihnen dieß ausführlich erzählen; setzte sie erröthend hinzu.

Als wir uns nun am Abend allein befanden, wiederholte ich ihm was seine Frau

mir zugeflüstert hatte, und verlangte die Erfüllung ihres Versprechens von ihm. Es ist wahr, antwortete Renaud, der Knoten unsers Schicksals wurde auf eine unerwartete Weise durch jenes fürstliche Paar gelößt, und wenn die seligen Geister von dem wissen, was sich hienieden ereignet, wie ich glaube, so wird es sich der Wohlthat erfreuen, die durch den Segen seiner schönen und edeln Liebe über uns gekommen ist. Darum verehren wir sie auch als unsre Schutzheiligen, und es ist jetzt das zweytemal, daß wir hierher wallfahrten, und an ihrem Grabe, und in dem engen Stübchen zu Ambras, das auch Dir so wohl gefallen hat, das Opfer unsrer Dankbarkeit darbringen. Eugenie meint, daß uns dieß Segen bringe; daß sich ihre Liebe an diesem Grabe reinige, und nicht nur fromme Vorsätze lebendiger hier aufkeimten, sondern auch größere Stärke zur Ausführung sie von hinnen in die Heimath be-

gleitete. Ich lasse ihr gern diesen Glauben; aber auch ohne diese Wallfahrten ist sie die trefflichste Frau, die wohl je die Erde getragen hat, und mein Schutzengel; und ihr schönes Herz ist wie ein Tempel voll von Heiligen. Doch so darf ich nicht fortfahren; sonst verfließt die Nacht und die Morgensonne geht auf, und ich habe immer nur von ihr gesprochen, ohne daß Du etwas von der Geschichte gehört hast, die Du verlangst.

Also zur Sache.

Eugenie ist die einzige Tochter des Baron Saint-Hilaire, eines Gutbesitzers im Elsaß. Der größere Theil seiner Ländereyen liegt in dieser Provinz jenseit des Rheins, der sie von einem der Güter meines Vaters trennte, der zu gleicher Zeit französischer Bürger und Unterthan des deutschen Reiches war. Beyde Männer lebten in nachbarlichen Verhältnissen, besuchten sich gegenseitig, so oft es die

Umstände erlaubten, und leisteten sich Hülfe, wo es nöthig und möglich war. Das war vor dem Ausbruche der Revolution. Wie oft hat mir mein Vater von diesem angenehmen Verhältnisse erzählt, von den gemeinsamen Familienfesten, den Jagden, den Wasserfahrten, und wiewohl bisweilen in dem einen oder dem andern der Gedanke erwacht sey, das freundschaftliche Band dereinst vielleicht durch die Kinder noch fester zu ziehen, oder doch gewiß das heitere nachbarliche Wohlwollen auf sie fortzupflanzen. Was ist aber aus diesen Träumen geworden? fuhr dann mein Vater bey solchen Erzählungen fort. Die Revolution brach herein, wie eine furchtbare Fluth. Die schöne Pflanzung unsrer Hoffnungen und Wünsche, unser ganzes frohes und heitres Leben wurde zerstört, wie freylich so vieles andre, was die Zeit mühsam gebaut hatte. Im Anfange zwar schien alles gut zu gehen. Ich war thörigt genug,

mich mit meinem Nachbar der Tage zu freuen, die — so sagte man — wie ein schöneres Morgenroth über Frankreich aufgingen, dem unverzüglich die Wiedergeburt des gebrechlichen Staates folgen würde, und den menschenfreundlichen König für ein Unternehmen zu segnen, das glorreich für ihn, und für sein Volk heilsam zu werden versprach. Diese Täuschung, fuhr dann mein Vater fort, dauerte nicht lange bey mir. Der Himmel von Frankreich trübte sich allzu schnell; Aufruhr und Wuth befleckte den Boden, der nur Saaten der Weisheit und des Wohlwollens verheißen hatte. Alles, was für groß und edel gegolten hatte, wurde mit Füßen getreten. Da wendete sich mein Herz von dem Unheil bringenden Beginnen ab. Ich liebte das Land, wo mir zuerst die Sonne aufgegangen war, und wo die Asche meiner Eltern ruhte. Sein Wohl war mir theuer, und ich hätte gern der Freyheit jedes Opfer gebracht,

wenn sie dazu geführt hätte. Da ich aber wahrnahm, daß das, was eine fanatische Parteyen Freyheit nannte, nicht blos ein eitles, sondern ein feindliches Phantom war; und nicht blos ein unfruchtbares Gewächs, wie der Baum, der sie bezeichnen sollte, und dem all das Blut, das ihn begossen hat, keine Wurzeln schaffen konnte; sondern ein Giftbaum, der über den Boden des schönen Landes Schwindel und Wahnsinn, Unglauben, Uebermuth und Mordlust ausathmete; da wendete sich mein Herz um desto entschiedner von jener Sache ab, je heitrer bey ihrem ersten Beginnen meine Hoffnungen gewesen waren.

Dieses waren die Gesinnungen meines Vaters bey einer Sache, die in ganz Europa, ja auch jenseit des Meeres eine Spaltung verursachte, wie vielleicht nie, vielleicht selbst nicht zu der Zeit der Kirchenverbesserung, auf Erden gewesen ist. Saint-Hilaire nahm sie anders auf. Zwar

tadelte er Vieles; aber er entschuldigte auch Vieles; und nachdem er sich einmal überredet hatte, daß der guten Sache — was ihm die Umschaffung des alten Frankreichs war — eine überaus thätige Rotte heimlicher, von mißgünstigen Feinden erkaufter Ränkeschmiede entgegenarbeite, so war er nur allzu geneigt, jedes Uebermaaß auf die Rechnung dieser Feinde zu setzen, und selbst die blutigen Beschlüsse der Demagogen einer beklagenswürdigen, aber unvermeidlichen Nothwendigkeit zuzuschreiben. So wie nun die Ereignisse in ihrer lawinenartigen Bewegung immer unaufhaltsamer und immer zerstörender wurden, so entflammten sich auch die Leidenschaften der Zuschauer immer heftiger; der Widerspruch der Gesinnungen erweiterte sich zur Kluft; Uneinigkeit ward zum Haß, und oft führte der Haß blutige Thaten herbey. So trennten sich auch die beyden Freunde nach vielem und endlosem Streite, häufigen Entzweyun-

gen und unnützen Versöhnungen. Sie hatten angefangen sich seltner zu besuchen; dann immer seltner; und schon hatten sie seit geraumer Zeit alle Verbindung abgebrochen, als die Heere der Jacobiner beyde Ufer des Rheins bedeckten, und auch die deutschen Länder mit ihren Freyheitsbäumen, ihren rothen Mützen und ihren Carmagnolen beglückten.

Diese Erscheinungen waren meinem Vater allzu verhaßt, als daß er über seinen Entschluß lange hätte in Ungewißheit bleiben können. Er traf seine Einrichtungen, so gut es in der Eile gehen wollte, und mit der Hoffnung einer baldigen Rückkehr, verließ er das Land. Diese Hoffnung, der Tod meiner Mutter, die kurz vorher in ein besseres Leben eingegangen war, vielleicht auch der leidenschaftliche Haß der Sache, vor der er floh, erleichterte ihm die Trennung von dem schönen und geliebten Eigenthum. Die Sache ging anders als er und

viele andre geglaubt hatten. Von Ort zu Ort drängte ihn die Fluth der Ereignisse fort, bis er endlich in Eutin eine sichre Freystatt zu finden glaubte.

Ich übergehe Alles, was sich in jener Zeit ereignete, und mich zu weit von meinem Ziele entfernen würde. Mein Vater widmete sich jetzt, da er ganz geschäftlos war, mit großem Eifer meiner Erziehung, und wachte über meinen Unterricht; und da ich ihm tüchtig und gereift dazu schien, schickte er mich auf die Universität. Da war es, wo mich ein günstiges Gestirn in Deine Nähe brachte. Du bist bisweilen der Zeuge meiner Thorheiten, Du bist oft mein Schutzgeist gewesen; und wenn ich meine Laufbahn dort, trotz der Stürme, die sie bedrohten, und die ich meist selber aufgeregt hatte, nicht ohne Nutzen zurückgelegt habe, so dank' ich es Dir, und der milden, oft unsichtbaren Leitung Deiner wachsamen Freundschaft.

Während dieser Zeit war das Schicksal dem Baron Saint-Hilaire in dem sturmbewegten Lande überaus feindlich gewesen. Bey dem Kampfe der Parteyen, die sich wie die Wellen des empörten Meeres folgten, und sich gegenseitig zerschellten, hatte er, trotz seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Sache der Revolution, den Verfolgungen nicht entgehen können. Mehr als einmal schon war er vor Gericht gestellt worden; er hatte die Falschheit der Anklagen erwiesen, und war frey gesprochen; da aber das unauslöschliche Brandmal der adlichen Geburt an ihm haftete, so würden ihn, bey einer dritten Verfolgung, weder seine patriotischen Opfer noch seine häuslichen Tugenden gerettet haben, wenn ihm nicht Eugenie in das Gefängniß nach Straßburg gefolgt wäre. Sie war fast noch ein Kind, aber über ihr Alter verständig und durch das Unglück selbst gereift. Die Frau des Kerkermeisters, ein gutmüthiges Weib,

das eben in jener Zeit eine Tochter verlo-
ren hatte, faßte eine große Liebe zu ihr,
und hörte nicht auf das Schicksal des ar-
men Kindes zu beklagen, wenn ihm, wie
es nur allzu wahrscheinlich war, sein Va-
ter durch den Ausspruch des Blutgerichtes
entrissen würde. Bey solchen Aeußerungen
vergoß Eugenie heiße Thränen, und be-
schwor die gute Frau, bey allem was ihr
heilig war, vorzüglich aber bey dem An-
denken ihrer verstorbenen Tochter, doch auf
Mittel zur Rettung für ihren armen Vater
zu denken. Bedenklich schüttelte jene den
Kopf, sah mißtrauisch um sich her, blickte
zum Himmel und zuckte die Achseln. Die
Gefahr war groß; aber was überwindet
die Liebe nicht? Durch einige Taglöhner,
die durch das Geld des Barons und die
guten Worte der Frau Marton gewonnen
wurden, ließ diese in der Nacht ein falsches
Feuergeschrey erheben, und in der Verwir-
rung, die dadurch entstand, den Baron mit

ſeiner Tochter entfliehen. In ſchlechte Lumpen gehüllt, von Gefahren umringt, entkam er den Schergen der republicaniſchen Freyheit, und nahm, nach mannichfaltigem Umherirren; zuletzt zufälliger Weiſe ſeinen Aufenthalt an eben dem Orte, den auch mein Vater gewählt hatte, und an dem ſich damals Ausgewanderte von allen Farben verſammelten.

Auf meinen Vater machte dieſes Zuſammentreffen einen ſehr gemiſchten Eindruck. Gewiß beklagte er das Schickſal des Mannes recht aufrichtig, wie er denn auch nicht zögerte, ihm, wenn er ſich vielleicht in Verlegenheit finden ſollte, ſeine Dienſte anzubieten; aber auf der andern Seite — wie das menſchliche Herz immer ein Schalk iſt — konnte er ſich einer kleinen Freude nicht entſchlagen, daß ſeinem vormaligen Nachbar das Böſe, das er litt, gerade von der Partey zugefügt worden, der er ſich mit einem ſo unbedachtſamen Vertrauen in die

Arme geworfen hatte. Zugleich hoffte er, daß Saint-Hilaire, durch die eigne Erfahrung belehrt, und von seinen Irrthümern zurückgebracht, jetzt besser mit ihm zusammenstimmen, und daß sich das alte nachbarliche Verhältniß, wenn gleich in einer andern Gestalt, wieder herstellen würde. Diese Hoffnung schlug fehl. Saint-Hilaire hatte sich in seiner republicanischen Denkungsart so fest gesetzt, daß er alles Unglück seines Vaterlandes und sein eignes den Ränken der Aristokratie zur Last legte, die nicht einen Augenblick raste, und, um zu ihrem verderblichen Ziele zu gelangen, wie ein zweyter Proteus, alle Gestalten, Formen und Farben annehme; und es war nichts weniger als unerwartet, daß er jetzt, wo die verhaßte Parkey ihm so nah stand, einen Ehrenpunkt daraus machte, sich nicht durch Unglück gebeugt, oder in den einmal behaupteten Grundsätzen erschüttert zu zeigen. Auf der andern Seite

war in dem Herzen meines Vaters der Haß des Republicanismus durch das, was in Frankreich im Namen der Republik und zu ihrer Erhaltung geschah, täglich fester gewurzelt, so daß er sich in seiner damaligen Stimmung sogar die Mißbräuche der alten Monarchie hätte gefallen lassen, wenn nur der rechtmäßige Monarch selbst zurückgeführt würde. Für solche Gegensätze gab es keine Vermittelung. So sehr also auch beyde, bey ihrem ersten Zusammentreffen, die wunde Stelle zu berühren vermieden, und so sehr sie, wenn es nicht möglich war die Erinnerung an die Zeit zu umgehen, den Ausdruck ihrer Gesinnungen mäßigten, so war es doch, bey so leidenschaftlichen Männern, wie beyde waren, durchaus unmöglich, alle Ausbrüche von dem zurückzuhalten, was in dem Vulcane ihres Herzens kochte. Die Flamme schlug also sehr bald mit verstärkter Heftigkeit aus, und da in der kleinen Stadt ein öfteres Zusammen-

treffen nicht zu vermeiden war, räumte Saint-Hilaire nach kurzer Zeit das Feld und ließ sich in Hamburg nieder.

Hier war es, wo ich Eugenien nach einem Zwischenraume von zwölf Jahren zum erstenmale wieder sah. Ich wußte nicht, wer sie war. Der Freund, der sie mir als eine der schönsten Blüthen der Stadt zeigte, kannte den Namen ihres Vaters nicht, und als ich diesen erfuhr, konnt' ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, nicht mehr auslöschen. Ich suchte Gelegenheit, sie zu sprechen, und was ihre Gestalt begonnen hatte, vollendete der Ton ihrer Stimme, die natürliche Anmuth ihres Gesprächs und die Grazie, die über ihr ganzes Wesen verbreitet war. Nach dieser Bekanntschaft war ich wie umgewandelt, und der Blindgeborne, dem sich die Herrlichkeit der Welt und ihrer Farben zum erstenmale entschleyert, kann nicht berauschter seyn, als ich es jetzt war, da mir der Tag

der Liebe aufgegangen und mein inneres Auge geöffnet war. Ich hatte nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch, den, sie zu sehen, an ihren Blicken zu hängen, und, wenn es möglich wäre, ihre Gunst zu gewinnen. Die Gelegenheit hierzu bot sich nicht häufig an. Nur selten erschien sie an einem öffentlichen Orte, und die Förmlichkeit, mit der mich ihr Vater begrüßte, als ich mich ihm bey einem zufälligen Zusammentreffen vorstellen ließ, hielt mich zu sehr in der Ferne, als daß ich es hätte wagen dürfen sein Haus zu betreten. Schon rückte die Zeit meiner Abreise heran, und meine Unruhe wurde von Tag zu Tag größer, wenn ich dachte, sie verlassen zu müssen, ohne ihr meine Liebe bekannt, und ohne ein Zeichen ihrer Gesinnung gegen mich erhalten zu haben. Das Glück schien mich begünstigen zu wollen. Am Abend vor meiner Abreise gab die Wittwe eines unsrer ausgewanderten Landsleute, eine gute Harfen-

spielerin, ein Concert. Ich durfte hoffen, Eugenien hier zu finden; und diese Hoffnung schlug nicht fehl. Ich benutzte die Pause, um mich ihr zu nähern, um ihr zu sagen, daß ich am folgenden Morgen Hamburg verlassen müßte, und daß ich untröstlich seyn würde, wenn ich mir nicht mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, sie in Kurzem wieder zu sehen. Ich setzte hinzu, daß, wenn mich irgend etwas die Unfälle unsers gemeinsamen Vaterlandes vergessen machen könnte, es der Zufall wäre, der mir das Glück ihrer Bekanntschaft verschafft hätte. — Ohne diese Unfälle, antwortete sie mit einem leisen, fast schmerzlichen Lächeln, hätte es keines Zufalls bedurft; unsre Familien waren Nachbarn, wie mir mein Vater sagt. — So ist es, antwortete ich mit einer freudigen Bewegung, und es würde mich glücklich machen, wenn ich hoffen dürfte, daß die Rückkehr eines Landsmannes, dem die Erinnerung an die glück-

lichen Tage, auf die sie deuten, unendlich theuer sind, Ihnen nicht unangenehm seyn würde. — Es wird mir immer erfreulich seyn, antwortete sie erröthend, dem ersten Bekannten meiner Kindheit zu begegnen; am erfreulichsten, in unserm gemeinsamen Vaterlande.

In dem Augenblicke, wo sie dieses sagte, ging die Pause zu Ende. Jedermann kehrte auf seinen Platz zurück; ich wählte den meinigen so, daß ich Eugenien in den Augen hatte, und ich glaubte zu bemerken, daß mich ihre Blicke nicht vermieden. Beym Schlusse des Concertes, suchte ich mich ihr von neuem zu nähern; aber umsonst. Das Gedränge der Menschen riß mich fort, und als ich mich daraus losgemacht hatte, war Eugenie verschwunden.

Dieser Abend entschied mein Loos. Die wenigen Worte, die sie zu mir gesprochen hatte, und jeder Ton, mit dem sie gesprochen worden waren, tönte ohn' Unterlaß

in meinem Innern fort, und es war mir wohl zu verzeihen, wenn ich in der Erinnerung an das frühere freundliche Verhältniß unsrer Kinderjahre, und in der Art ihrer Aeußerung einen Schimmer der Hoffnung für mich aufgehen sah. Ich hatte mit Anbruch des Tages abreisen wollen; aber unter absichtlichem Zögern und zufälligen Hindernissen war Mittag heran gekommen, als ich vor ihren Fenstern vorüber ritt. Sie saß dahinter über einer weiblichen Arbeit gebückt. Mein Glücksstern wollte, daß sie aufsah; unsre Blicke begegneten sich, und ein schönes Erröthen ergoß sich über ihre Stirn und Wangen, als sie meinen Gruß erwiederte.

Ich legte jetzt meine Reise wie im Traum zurück. Eugeniens Bild zog vor mir her, und ich hatte keinen andern Gedanken, als daß dieses der Stern wäre, dem ich folgen müßte, wohin er mich auch immer führen möchte. Je näher ich aber dem Ziele der

Reise kam, desto heftiger drängten sich mir besorgliche Gedanken, wie Gespenster, zu; ob ich mich nicht mit eiteln Hoffnungen täuschte; ob Eugenie noch frey über ihr Herz schalten könne; ob ich nicht ihren Worten mehr Bedeutung gegeben, als sie enthielten; und endlich, ob ich nicht, auch im günstigsten Falle, in den Gesinnungen meines Vaters auf Hindernisse stoßen würde, die das ganze Gebäude meiner Wünsche und Hoffnungen zerstörten. Diese Besorgniß wuchs mit jedem Schritt, und die Gründe, die ich zusammentrieb, um sie zu mindern, verloren in dem nehmlichen Verhältniß an Kraft; so daß mir zuletzt nichts weiter übrig blieb, als das unhaltbarste von Allem, das Vertrauen auf die Glut meiner Leidenschaft, die ja, so meinte ich, alle Hindernisse besiegen und auch das kälteste Herz entzünden müßte.

Ich hatte schlecht gerechnet. Als ich ankam, war mein Vater durch Nachrichten

aus Frankreich auf das Höchste verstimmt, so daß ich kaum Saint-Hilaires Namen genannt hatte, als sein Unwille mit Heftigkeit ausbrach. Mehrere Tage vergingen unter ängstlichem Erwarten; und sobald ich ihn etwas heitrer gestimmt sah, spann ich ein Gespräch von Weitem an, erzählte von den Bekanntschaften, die ich in Hamburg gemacht, und vorzüglich von den Familien der Ausgewanderten, die ich dort angetroffen. Zuletzt endlich nannte ich Eugenien. Ich weiß nicht, wie es kam; ob sich in meinem Gespräche mehr Absichtlichkeit verrieth, als ich hatte zeigen wollen; oder ob ich den Ton meiner Stimme und meine Mienen nicht genug beherrscht hatte — genug, ich hatte kaum den holden Namen genannt, als mich mein Vater schqrf in die Augen faßte, und durch ein ironisches Lächeln, das um seine Lippen spielte, in eine solche Verwirrung brachte, daß ich plötzlich verstummte. Ich war in diesem Augenblicke

meiner nicht mehr Herr. Das Herz schwoll mir in der Brust als ob es brechen wollte; Thränen stürzten über meine Wangen; ich warf mich meinem Vater zu Füßen, und seine Knie umfassend, gestand ich ihm meine Liebe. Er hörte mich mit großer Kälte an, befahl mir aufzustehen, und nachdem er einigemal schweigend im Zimmer auf und abgegangen war, verbot er mir, einem Wunsche nachzuhängen, der, so lange er lebte, nicht in Erfüllung gehen könnte. — Ich war wie vernichtet. Ich wollte Einwendungen machen; er legte mir Stillschweigen auf. Ich sprach von meiner Verzweiflung; er lächelte dazu. Ich erwähnte Eugeniens Tugenden. Sie ist schön, antwortete er, und mag der Liebe nicht unwerth seyn, ob schon eine Leidenschaft, wie die Deinige hierüber zu urtheilen unfähig ist; aber sie ist in Grundsätzen auferzogen, die nie in meinem Hause eingeimpft werden sollen. —

Die Gesinnungen meines Vaters und die Festigkeit seines Willens in Allem, was mit seinen politischen Grundsätzen zusammenhing, war mir zu gut bekannt, als daß ich mir irgend eine Wirkung von den Gründen, die ich noch im Herzen trug oder von irgend einem Widerspruche hätte versprechen dürfen. Ich schwieg jetzt; aber nach einiger Zeit, als er ruhiger schien, und ich selbst eine größere Gewalt über mich gewonnen hatte, versuchte ich neue Bitten. Sie hatten keinen bessern Erfolg. Bey einem dritten Versuche gerieth er in Zorn, und verbot mir unter den strengsten Drohungen, eine Sache noch einmal zu berühren, die schlechterdings unausführbar wäre.

Es war wohl sehr natürlich, daß diese Unbeugsamkeit des Willens mir in dem Zustande, in welchem ich mich befand, unväterlich und tyrannisch erschien, und ich mich den Gründen nicht hingeben konnte, die

mein Vater meinen Wünschen entgegensetzte. Meine Leidenschaft wuchs sogar durch den Widerstand; und wenn sonst Hoffnung die Liebe nährt, so stieg die meinige in dem Maaße, in dem jene abnahm. Ich entwarf eine Menge thörigter Plane, die ich eben so schnell wieder verwerfen mußte, und die nur dazu dienten, meine Verzweiflung zu nähren. Meine Natur unterlag der Heftigkeit dieser Kämpfe. Ich wurde krank; mein Leben schwebte in Gefahr. Während dieser Zeit wich mein Vater nicht von meinem Lager; in Allem sorgte er mit der größten Zärtlichkeit für mich; aber seinen Ausspruch zurückzunehmen, und mir den Wunsch zuzugestehen, an dem bey mir Leben und Wohlfahrt hing, das würde er für eine unverzeihliche unmännliche Schwachheit gehalten haben.

Um jene Zeit erfolgte in Frankreich jene große Veränderung der Dinge, welche die Welt in Erstaunen setzte, und dem erschüt-

terten Europa Ruhe zu gewähren schien. Durch eine lange Reihe von Siegen, die nur durch wenige Unfälle unterbrochen waren, war die Schmach in Vergessenheit gebracht worden, mit der der Wahnsinn einer frevelnden Partey die Nation befleckt hatte; und dem Triumphwagen des Retters, den ihr die Vorsehung gesendet hatte, folgte die Gesetzmäßigkeit mit allen ihren Genien nach. Die zerstörten Altäre erhoben sich aus ihrem Schutte; die entweihten Tempel wurden gereinigt und dem Gottesdienste wiedergegeben; die geängstigten Gewissen beruhigt; den Vertriebnen die Rückkehr gestattet; der Gewaltthätigkeit gewehrt; die Ordnung in alle Theile der Verwaltung zurückgeführt, und, was vielleicht von Allem das Schwerste war, der Haß der Parteyen, die das Land zerrissen hatten, wurde gemildert und oft versöhnt. Viele Ausgewanderte kehrten jetzt in ihre Heimath, manche auch in den Besitz ihrer vormaligen

Güter zurück. Saint-Hilaire war unter den letztern; und dieß war eine der ersten Nachrichten, die mir nach meiner Genesung zu Ohren kamen.

Die Schwäche, die meine langwierige Krankheit in mir zurückgelassen hatte, wurde von meinem Vater irriger Weise für Beruhigung gehalten. Er glaubte mich von meiner Leidenschaft geheilt, die ihm auch nur wie ein Anfall von Krankheit erschien, und da ich nun, wie er voraussetzen mochte, empfänglicher für Gründe war, bemühte er sich in jedem Gespräche, wozu die Geschichte des Tages Veranlassung gab, sein Widerstreben auf eine indirecte Weise zu rechtfertigen. Es ist unglaublich, sagte er dann wohl, welche Erfahrungen wir in dieser unseligen Zeit haben machen müssen! Es war nicht anders, als ob die Luft mit einemmale durch Ansteckung verpestet wäre, so daß Schwindel und Wahnwitz die ganze Welt ergriff. Auch vernünftige Leute un-

terlagen dem Uebel. So war mein Nachbar Saint-Hilaire ein verständiger und wohlwollender Mann, bis er von der Belladonna der Revolution gekostet hatte. Hat er nicht die zerstörenden Grundsätze von Menschen gebilligt, mit denen kein rechtlicher Mann unter einem Dache wohnen möchte? Hat er nicht die Gräuel, die aus diesen Grundsätzen folgten, mit mancherley sophistischen Gründen beschönigt, und sich dadurch, so viel an ihm lag, des Königsmordes und der blutigen Tyrannei der Schreckensmänner schuldig gemacht? Und wie verhärtet muß er in seiner Verkehrtheit seyn, da er noch jetzt eine Sache in Schutz nimmt, die ihn auf das Blutgerüst gebracht hätte, hätte nicht ein heilsamer Betrug den Tyrannen wenigstens dieses Verbrechen erspart. Indeß so verabscheuungswürdig mir seine Grundsätze waren, so war doch in der Standhaftigkeit, mit der er sie behauptete, etwas, das mir eine

Art von Achtung einflößte. Aber jetzt — was soll ich jetzt von ihm sagen, wo er sich auch um diesen Anspruch gebracht hat. Dieser strenge und unerschütterliche Republicaner, der ohne Zweifel, so wie die Andern, Haß dem Königthume und Treue der Republik geschworen hat, unterwirft sich nun der Willkühr eines Soldaten, der auf den Leichen der Vertheidiger und Feinde des alten Throns, einen neuen aufrichtet, und das Schwerd in ein Zepter umwandelt, und durch diese einzige That alle die schönen Reden verhöhnt, die in den Tagen der sogenannten Wiedergeburt Europa entzückten. Wir werden vielleicht noch sehen, daß er sich an den untersten Stufen dieses neuen schwindelnden Thrones in den Staub wirft, und um einen Blick des Mannes buhlt, den er, wenn auch aus keinem andern Grunde, doch als den Feind und Zerstörer seiner Grundsätze hassen müßte."

Solche Aeußerungen, die sich, bey jeder

Veranlassung, auf die mannichfaltigste Weise und oft mit noch grösserer Bitterkeit wiederholten, und in denen ich immer nur das Verdammungsurtheil meiner Liebe hörte, verwundeten mich auf das schmerzlichste; und da ich nun einmal meiner Liebe nicht entsagen konnte, und mir doch jedes Mittel zu meinem Ziele zu gelangen, fehlschlug; ja, da ich, so wie die Sache lag, nicht einmal die Hoffnung hatte, Eugenien wiederzusehen, versank ich von Tag zu Tag in eine tiefere Schwermuth, die mich zum Zweytenmale, auf einem langsamern Wege, dem Grabe zuzuführen drohte. Mein Vater, der diesen Zustand mit Besorgniß sah, sich aber gern überredete, daß er eine natürliche Folge meiner Krankheit sey, und wohl am Besten durch die Zerstreuung einer Reise gehoben werden könnte, machte sich mit mir auf den Weg nach England, wohin ihn freundschaftliche Verbindungen riefen. Die Reise ging über Hamburg,

und Du kannst leicht glauben, daß dieser Ort nicht geeignet war zu meiner Heilung beyzutragen. In der That wurde mein Zustand hier so unerträglich, daß ich, nach einer lebhaften Unterredung mit meinem Vater, die mir den letzten Schimmer der Hoffnung entzog, einen verzweifelten Entschluß faßte. Ich ergriff die Flucht, indem ich einen Brief an meinen Vater zurückließ, der diesen Schritt rechtfertigen sollte. Dieser Brief war mit glühenden Zügen geschrieben. Ich hatte mein ganzes Herz darin enthüllt, meine unbesiegliche Leidenschaft geschildert, und zuletzt erklärt, daß ich, um mich von diesem unerträglichen Zustande zu befreyen, kein Mittel sähe, als mich in die Gefahren des Krieges zu stürzen. Ich beschwor meinen Vater, mir den Kummer zu verzeihen, den ich ihm wider meinen Willen machen müßte, indem ich ihm zugleich die heiligste Versicherung gab, mich seiner würdig zu zeigen, und nicht das

Unrecht, das ich jetzt beginge, durch neues Unrecht zu vergrößern. Im unglücklichsten Falle, setzte ich hinzu, könnte ihn der Verlust eines Sohnes nicht schmerzen, der sich außer Stand sähe, in seinem gegenwärtigen hülflosen Zustande die Pflichten eines Sohnes so wie er wünschte zu erfüllen.

Die Hast, mit der ich die Einrichtung zu meiner Flucht traf, und die Besorgniß, daß mein Plan verrathen und ich in der Ausführung gehemmt werden möchte, hatte mich an nichts weiter denken lassen; aber ich war noch nicht weit entfernt, als ich mein Unrecht fühlte. Mein Schritt schien mir jetzt übereilt; es war vielleicht unnütz, daß ich meinen Vater auf diese Weise kränkte; er hätte mir vielleicht selbst zugestanden, was ich jetzt auf meine eigne Hand und wider seinen Willen unternahm. Aber jetzt kamen diese Betrachtungen zu spät; ich konnte nicht umkehren, ohne mich selbst in den Augen meines Vaters verächtlich

zu machen. Ich setzte also meine Reise mit größter Eile fort, und da eben in jenen Tagen das österreichische Heer durch Baiern und Schwaben nach dem Rheine hin vordrang, nahm ich Dienste unter den Fahnen von Oesterreich, mehr in der Hoffnung eines ehrenvollen Todes als eines Sieges, welcher mir, der ich nie aufgehört hatte, Franzos zu seyn, immer schmerzlich und demüthigend gewesen wäre. Das Heer hatte sich der festen Plätze von Schwaben bemächtigt, und eine der ersten Unternehmungen, zu der ich gebraucht wurde, war eine Recognoscirung gegen Rotweil hin. Das Unternehmen fiel unglücklich aus. Unser Trupp gerieth in einen Hinterhalt, der sich in dem Gebüsche heran geschlichen hatte. Ein Theil wurde getödtet, ein anderer gefangen genommen. Ich war unter den letztern. Einige Hiebe über den Kopf hatten mich zu Boden geworfen, wo ich noch einen Stich mit dem Bajonett bekam; und

da ich für einen Franzosen erkannt ward, wurde ich in großem Triumph nach dem Bivouak getragen, um hier über den Zustand des Feindes und seine Stellungen Rechenschaft zu geben. Meine Wunden bluteten heftig, und in dem Augenblick, wo das Verhör begann, sank ich bewußtlos nieder. Was sich dann weiter mit mir zugetragen, weiß ich nicht; aber als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich unter einer Anzahl verwundeter Franzosen und Deutschen in einem fliegenden Lazareth, das einige Tage nachher, um der Sicherheit willen, auf das linke Rheinufer verlegt wurde.

Nach den entscheidenden Schlägen bey Memmingen und Ulm eilte der Krieg schnell seinem Ende zu. Meine Wunden aber heilten langsam; ja, meine Kräfte schwanden so sichtbar dahin, daß der verständige und sorgsame Arzt auf den Gedanken kam, daß wohl weniger die Beschaffenheit meiner

Wunde, als eine tiefer liegende moralische Ursache an der Verschlimmerung meines Zustandes Schuld haben möchte. Dieser nur allzu wohl begründeten Voraussetzung gemäß behandelte er mich mit der freundschaftlichsten Zartheit, ohne doch dadurch weiter zu kommen; denn ihm mein Geheimniß anzuvertrauen, konnte ich nicht über mich gewinnen. Das Lazareth war jetzt geleert; ich allein war noch übrig, und nach der Schlacht bey Austerlitz wurde die Gegenwart des wohlwollenden Arztes an andern Orten nothwendiger. Als er mir diese Nachricht mittheilte, sagte er: Mein Dienst ruft mich zu der großen Armee. Ich verlasse Sie mit wahrer Bekümmerniß. Ihr Zustand flößt mir die lebhafteste Theilnahme ein, ob ich gleich, bey der gänzlichen Unwissenheit Ihrer Lage, wenig zu Ihrer Erleichterung habe beytragen können. Jetzt hab' ich Sie einem Freunde empfohlen, der Sie bis zu Ihrer Genesung, die ich hoffe,

wenn Sie nur selbst wollen, in seinem Hause mit aller Sorgfalt, die Ihre Jugend fordert, verpflegen lassen wird.

Dieses Benehmen des wackern Mannes rührte mich tief. Ich dankte ihm so gut ich konnte für Alles, was er an mir gethan hatte, und bat ihn, einen Unglücklichen zu vergessen, dem das Leben zur Last wäre. In der That sah ich dem Tode mit Sehnsucht entgegen, da mich, außer meinen übrigen Leiden, auch meine bürgerliche Stellung zwischen meinen vorigen angestammten Grundsätzen und der Bewunderung des außerordentlichen Mannes quälte, der eine Welt von Feinden überwand, und, während er Frankreichs Ruhm zum höchsten Gipfel erhob, seine Wohlfahrt im Innern durch alle Mittel einer weisen und kräftigen Verwaltung förderte. Am meisten aber beunruhigte mich das Verhältniß zu meinem Vater, und der Gedanke, unversöhnt mit ihm von dem Leben zu schei-

den. Ich fing an ihm zu schreiben, zerriß einen Brief nach dem andern, und konnte mit keinem zu Ende kommen. Die Schwachheit meiner Kräfte hatte auch meine Gedanken verwirrt.

Während ich so beschäftigt war, kam der Arzt, um Abschied von mir zu nehmen, begleitet von dem Freunde, dem er mich empfohlen hatte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesem Eugeniens Vater erkannte. Er erkannte mich nicht. Gram und Krankheit hatte meine Gestalt verändert; auch die Binden, die ich noch immer um meine Wunden trug, mochten mich unkenntlich machen. Ich aber gerieth bey seinem Anblick in eine solche Bestürzung, daß mir die Zunge wie gebunden war, und ich ihm für seine Begrüßung, und für die Sorge, die er trug, mich in sein Haus bringen zu lassen, nur durch ein schmerzliches Lächeln danken konnte.

Dieses unerwartete Ereigniß, in wel-

chem ich nicht umhin konnte, eine Fügung des Himmels zu sehen, der doch meine Liebe begünstigen müsse, war nach langer Zeit für mich die erste erfreuliche Begebenheit. Ich wurde in ein bequemes Zimmer gebracht, wo für Alles mit einer Aufmerksamkeit gesorgt war, als ob ich ein Glied der Familie wäre. Saint-Hilaire sah nach Allem, fragte nach Allem, und befahl seinem Diener, Alles, was ich bedürfen könnte, herbey zu schaffen, ohne erst auf das Verlangen und den Befehl des Kranken zu warten. Ich versuchte zu sprechen; ich wollte dem edelmüthigen Manne wenigstens ein Wort des Dankes sagen. Er gestattete es nicht. „Warten Sie, sagte er, mit Allem, was nicht Ihr eignes Bedürfniß fordert, bis Sie besser bey Kräften sind. Ich hoffe es sollen noch gute Tage für Sie kommen, wo wir uns aussprechen können."

Diese Worte klangen mir wie eine Weissagung, die, ohne Absicht ausgesprochen,

die Zukunft nur desto gewisser verkündigt. Ich brachte diesen Tag und die ganze Nacht im Fieber zu; alle meine Pulse schlugen; an Schlaf war nicht zu denken. Der Gedanke, unter einem Dache mit Eugenien zu seyn, zitterte in jeder meiner Nerven, und ich bebte eben so sehr vor Verlangen, etwas von ihr zu sehen, wenn es auch nur ihr vorüberfliegender Schatten wäre, oder den Ton ihrer Stimme zu hören, als ich die Erfüllung dieses Wunsches fürchtete. Ich horchte auf jedes ferne Geräusch, und jeder Laut, den ich zu vernehmen glaubte, vermehrte mein Fieber. Hätte ich nur gewußt, in welcher Gegend des Hauses sie wohnte; ob nah oder fern! ob sie gesund, ob sie vielleicht gar abwesend wäre! Jede Nachricht dieser Art wäre mir unschätzbar gewesen; aber wie hätte ich wagen können, auch nur von weitem darnach zu forschen?

Am folgenden Morgen besuchte mich der Baron. Als er in das Zimmer trat, streckte

ich die Hände nach ihm aus. Er glaubte, ich hätte eine Bitte an ihn zu thun, trat schnell herzu, und ergriff meine Hand. Sie glühen, sagte er. Haben Sie geschlafen? — Ich verneinte es. — Wünschen sie etwas? fragte er weiter. — Nichts in der Welt, antwortete ich; Ihre Güte und die Fürsorge Ihres aufmerksamen Dieners läßt mich nichts vermissen. Ich habe keinen Wunsch, als daß Sie mir gestatten, Ihnen für die Großmuth zu danken, mit der Sie mich behandeln. Ich habe in keiner Rücksicht einen Anspruch auf diese Güte, wenn ich Ihnen auch nicht fremd bin.

Ich hatte bey diesen Worten meine Augen auf die seinigen geheftet, ohne seine Hand loszulassen. — Er sah mir scharf in's Gesicht. Mein Gott, rief er dann nach einigen Augenblicken schweigenden Zweifels aus, sind Sie nicht Renaud? der Sohn meines vormaligen Nachbars Isoard? Welch' ein sonderbarer Zufall!

Der Baron sprach diese Worte mit einem Tone aus, der keinen Zweifel über seine Gesinnungen ließ. Nach einer kurzen Pause, während der er mich mit Blicken betrachtete, in denen sich Mitleiden und Verwunderung mischte, setzte er hinzu: Seyn Sie mir tausendmal willkommen. Ich habe in bessern Zeiten meine frohesten Tage in dem Hause und der Gesellschaft Ihres Vaters gelebt. Ereignisse der Zeit, Meinungen, Ansichten, Vorurtheile vielleicht haben uns getrennt; aber meine Achtung gegen ihn, ja, ich darf sagen, meine Freundschaft ist unverändert geblieben. Wo ist er jetzt? wird er nicht in sein Vaterland zurückkehren? jetzt, wo sich die Stürme gelegt haben, Ordnung und Ruhe zurückgekehrt ist. Den Zufall, der sie in mein Haus geführt hat, und mir die angenehme Gelegenheit verschafft, so viele freundliche Dienste vergangener Zeit zu erwiedern, sehe ich für eine glückliche Vorbedeutung an, daß durch

Sie das alte Band der Freundschaft wieder angeknüpft werden soll.

Die frohen Aussichten, die mir diese freundlichen Worte eröffneten, die nun eine zweyte Weissagung waren, wurden jetzt durch die lebendigere Erinnerung an mein Vergehen mit einem dunkeln Schatten bedeckt. Ich wollte sprechen; aber ich vermochte es nicht; nur die Hand des edelmüthigen Mannes konnte ich dankbar küssen. Er sah die Heftigkeit meiner innern Bewegung; drückte mir die Hand, und eilte hinweg, indem er beym Hinausgehen leise für sich murmelte: was wird Eugenie hierzu sagen?

Dieses war das Erstemal, daß Eugeniens Name genannt wurde; und ich konnte daraus wenigstens so viel abnehmen, daß sie nicht fern war. Mehreres erfuhr ich weder an diesem, noch an einem der folgenden Tage. Mein gütiger Wirth besuchte mich oft, und seine Aufmerksamkeit

auf Alles, was mir nützlich und angenehm seyn konnte, blieb sich gleich. Er vergaß nicht, daß ich auf der Seite der Feinde gestanden hatte; aber er schien sich nur deswegen daran zu erinnern, um meine Gefühle zu schonen, und das, was mich hätte verletzen können, entweder zu verbergen oder zu mildern. Von dem innern Zustande des Landes aber sprach er oft. Er erzählte mir mit Wohlgefallen und mit dem gerechten Stolze eines guten Franzosen von den Schritten, die die Wohlfarth des Landes mache; von der Kraft der Regierung, von ihrer unermüdlichen Thätigkeit in allen Theilen der Verwaltung; von der Ordnung der Finanzen; von der Begünstigung des innern Verkehrs durch große Unternehmungen; von der Blüthe der Wissenschaften und Künste; und diesem glänzenden Bilde stellte er die Zerrüttung gegenüber, in der vorher das getheilte, zerrissene, schlechtregierte Land seinem Untergange entgegenge-

gangen war. Er schonte dabey die Partey nicht, die er bisweilen vertheidigt hatte, ohne ihr doch eigentlich anzugehören; er entschuldigte nichts von dem Bösen, das sie in ihrem Wahnsinne verübt hatte; noch weniger suchte er die Menschen zu rechtfertigen, die ihre Hände mit dem Blute ihrer Mitbürger befleckt hatten; aber der demokratische Fanatismus erschien ihm aus einem höhern Gesichtspunkte, als ein Mittel, dessen sich die Vorsehung bedient habe, um durch eine nothwendige Operation die tiefgewurzelten Schäden des Landes auszurotten. Indem mir der Baron diese Ansichten mit eben so viel Ruhe als Klarheit vor Augen legte, gewann er meine Zustimmung, ohne eine Absicht dieser Art zu zeigen, und weckte dadurch in mir die Hoffnung, meinen Vater vielleicht auch dereinst so gewonnen, und mit seinem Vaterlande ausgesöhnt zu sehen. Auch Saint-Hilaire hegte solche Hoffnungen. Das wa-

ren gute Zeiten, sagte er, wo wir so, wie Eine Familie zusammen lebten! Sie können auf diese Weise nicht wieder kommen; aber schon der Schatten davon, und mehr kann das Alter nicht geben, würde erfreulich seyn.

Mein Zustand war, bey aller der Pflege, die ich genoß, nicht besser geworden. Ein heftiges Fieber, das keinem Mittel weichen wollte, zehrte mich auf; ich hatte Schlaf und Eßlust verloren, und meine Wunden verschlimmerten sich. Der Arzt zuckte die Achseln; der Baron zeigte die größte Besorgniß; ich selbst verbarg mir die Gefahr nicht, in der mein Leben schwebte. Der Tod stand mir vor Augen, und da ich in diesem Zustande nichts weiter zu fürchten hatte, faßte ich eines Abends — es war am sechsten Tage meines Einzuges in dieses Haus — als Saint-Hilaire mit wahrhaft väterlicher Liebe zu mir gesprochen hatte, Muth, ihm mein Herz aufzu-

decken. Ich erzählte ihm Alles von dem Tage an, wo ich Eugenien in Hamburg wiedergefunden, von dem Verbote meines Vaters, von meiner Verzweiflung und meiner Flucht. Ein Strom von Thränen folgte meinem Bekenntniß. Mein Herz war erleichtert; ich fühlte mich besser als seit langer Zeit.

Der Baron hatte mich mit Ruhe angehört. Er schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er: Sie sollen Ihr Vertrauen nicht verschwendet haben. Unter andern Umständen würde ich, trotz der Zärtlichkeit und Liebe, die ich gegen Sie hege, zurückhaltender seyn müssen. Nicht Alles, was Sie mir jetzt gesagt haben, war mir neu. Einen Theil Ihres Geheimnisses haben Sie während ihres unruhigen Schlummers im Fieber verrathen; und, warum soll ich es Ihnen verschweigen? — seit Eugenie weiß, daß Sie hier im Hause sind, ist Etwas in ihr, was ich sonst nie bemerkt habe. Daß

Sie daran Antheil haben, ist mir nicht zweifelhaft.

Wie mir bey diesen Worten war, kann ich nicht beschreiben. Ich hätte mich vor diesem Boten des Glücks nieder geworfen, wär' ich nicht an mein Lager gefesselt gewesen; aber ich faßte seine Hände mit Ungestüm, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Gemach, mein junger Freund, sagte er, indem er sich der Heftigkeit meiner Freude entzog. Dieses Ungestüm verträgt sich mit Ihrem Zustande nicht. Wenn Sie Eugenien lieben, so sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Das Uebrige findet sich dann vielleicht; obschon —

Der Baron unterbrach sich hier; aber die mangelnde Rede zu ergänzen, war nicht schwer. Ich dachte jetzt an Nichts mit größerem Ernst, als mich mit meinem Vater auszusöhnen, ihm Nachricht von meinem Schicksal zu geben, und durch eine klare, ruhige und bescheidene Darlegung des-

sen, was ich aus dem Munde des Barons gehört hatte, das unglückliche Vorurtheil zu zerstören, in welchem mein Vater gegen seinen ehemaligen Freund befangen war. Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Nacht, und am folgenden Morgen fing ich den Brief an, den ich während der Nacht in Gedanken entworfen hatte. Oft versagte mir dabey die Hand den Dienst; meine Augen verdunkelten sich oft, und meine Schrift wankte. Nach vielen Unterbrechungen war endlich das mühsame Werk vollbracht, und einem jungen Manne, einem Bekannten des Barons, La Rouelle, anvertraut, welcher eben nach Hamburg reiste, und mit dem Handelshause, das die Geschäfte meines Vaters besorgte, in Verbindung stand.

Ich weiß nicht, ob es die Anstrengung war, die mich die Abfassung dieses Briefes gekostet hatte, oder die heftige Bewegung meines Gemüths bey jeder Zeile, oder die Bangigkeit wegen des ungewissen Erfol-

ges, oder die Ungeduld der Erwartung, oder vielleicht Alles zusammen — genug, mein Fieber vermehrte sich, und nach wenigen Tagen war ich so weit zurückgeworfen, daß alle Hoffnung des Genesens schwand. Ich sah den Engel des Todes an meinem Lager, und in der fieberhaften Verwirrung meiner Sinne, stand nur der eine quälende Gedanke fest, daß ich aus dem Leben scheiden sollte, ohne ein tröstliches Wort von Eugeniens Lippen gehört, ja, ohne sie wieder gesehen zu haben. Diese Qual stieg bis zur Verzweiflung in mir, und in einem Augenblicke, wo ich das offne Grab neben meinem Lager sah, beschwor ich Eugeniens Vater, mir ihren Anblick nicht länger zu versagen. „Ich will ihr ja nur sagen, wie sehr ich sie liebe; und mit diesem Worte auf den Lippen, will ich dem Tode in die Arme fallen.“

Saint-Hilaire besann sich einen Augenblick; dann ging er hinaus, und kam

mit Eugenien zurück. Sie war blaß, wie eine Lilje; ihr Schritt schwankend, und als sie sich meinem Lager näherte, verhüllte sie ihr Gesicht. Ich wollte mich aufrichten, sank aber sogleich kraftlos zurück; ich wollte sprechen; aber die Töne schwanden auf meinen Lippen. Sie verstand diese stumme Sprache, und ließ es geschehen, daß ich ihre Hand ergriff und an meinen Mund drückte. — Darf ich Dich lieben? sagte ich endlich mit erstickter Stimme. — Sie bedeckte ihre Augen mit der Hand, und sagte erröthend: Ich habe Dich schon lange geliebt. — In den Armen des Todes denn, und bis zum Tode. — Bis zum Tode, sagte sie.

Saint-Hilaire, welcher Zeuge dieser gegenseitigen Erklärung war, wurde auf das heftigste ergriffen. Er faßte unsre Hände, legte sie in einander, und sagte: Mein Segen soll eure Liebe heiligen. In dieser meiner Tochter gebe ich Dir den größten

und einzigen Schatz, den ich besitze, und nehme dadurch Dich zu meinem Sohne an. Möchte doch Gott geben, daß Du meine Tochter nicht zur Wittwe machst, ehe sie Dein Weib ist!

Eugenie kniete nieder bauend und weinend. Ihr Vater hob sie auf, umarmte sie, und dann mich. Unser aller Thränen mischten sich. Vielleicht ist nie ein Bund geschlossen worden, wo sich Schmerz und Freude so innig durchdrungen, daß man nicht sagen konnte, ob der Schmerz oder die Freude größer sey.

Von diesem Tage an wich Eugenie nur selten von mir. Ihre Nähe wirkte wie die Nähe eines schützenden Engels. Die bösen Geister der Angst flohen vor ihrer Gegenwart; der Schlaf besuchte mich wieder, und wie der Balsam ihrer freundlichen Worte mein Herz beruhigte, so wirkte er auch wohlthätig auf meine Gesundheit. Die Liebe zum Leben kehrte allmählig zurück; ich konnte

mit größerer Ruhe an meinen Vater denken; denn es schien mir unmöglich, daß er meinen Tod wünschen könnte; und so gab ich mich der frohen Hoffnung hin, daß mir in kurzer Zeit das Einzige, was noch zu meinem Glücke fehlte, die Einwilligung meines Vaters zu Theil werden würde.

Während ich mich aber in dieser Hoffnung wiegte, und meine Genesung auf die erwünschteste Weise vorschritt, bereitete mir das Schicksal durch einen unerwarteten und niedrigen Verrath neue Leiden. Ich habe Dir gesagt, daß der Baron den Brief an meinen Vater, von dem ich mir so viele Wirkung versprach, einem jungen Manne seiner Bekanntschaft anvertraut hatte. Dieser Reisende war der Sohn eines Lieferanten, der den Krieg zu seinem Vortheil benutzt hatte, und jetzt mit dem erworbenen Reichthume und im Besitz großer Güter durch ein prunkendes Leben die vormaligen, jetzt vertriebnen oder verarmten Eigenthü-

met zu überbieten bemüht war. Nichts schien ihm zu fehlen, und doch fehlte ihm Alles, so lange nicht sein Ehrgeiz befriedigt war. Mit unruhiger Geschäftigkeit drängte er sich an die Ueberbleibsel des alten Adels an, und suchte vorzüglich den Umgang der Zurückgekehrten, als die eben durch ihre Auswandrung und ihr Mißgeschick ihre ächte Geburt bewährt und ihre Adelsprobe bestanden hätten. Auch Saint-Hilaire hatte diesen Vorzug, und wurde von ihm mit desto größerm Eifer aufgesucht, da sich dieser Türcaret mit der Hoffnung schmeichelte, die Hand Eugeniens, die mehr Reize als Schätze besaß, für seinen Sohn zu gewinnen. Saint-Hilaire konnte seiner Zudringlichkeit nicht ganz entgehen; aber er erwiederte seine Besuche nur selten, und den Einladungen zu den prahlerischen Festen, die La Rouelle bey allen öffentlichen Gelegenheiten gab, entzog er sich, so oft es nur möglich war. Dennoch

verließ den eitelu Mann die Hoffnung nicht, das Eis des aristokratischen Stolzes durch Beharrlichkeit zu schmelzen, wobey er vorzüglich auf die liebenswürdigen Talente seines Sohnes rechnete, der sich in Paris zum gentleman gebildet hatte. Dieser junge Mann hatte von meinem Aufenthalte in dem Hause des Barons Kenntniß bekommen; er hatte Einiges von den frühern Verhältnissen unsrer Familie gehört; Anderes hatte er aus einzelnen Andeutungen zusammengesetzt, und da es ihm vorkam, als ob sich Eugeniens Zurückhaltung seit meiner Anwesenheit vermehrt hätte, war er überzeugt, einen Nebenbuhler an mir zu haben. Da kam ihm nun der Auftrag des Barons höchst erwünscht. Er war nichtswürdig genug, den ihm anvertrauten Brief zu öffnen; und da ihm daraus der Stand der Sache und mein ganzes Verhältniß vollkommen klar geworden war, wagte er es, ihn zurück zu behalten, und meinen Vater

mit der Nachricht zu täuschen, daß ich mich sogleich nach meiner Entweichung, ohne Zweifel in Folge getroffner Verabredungen, dem Baron Saint-Hilaire in die Arme geworfen, und, so viel er wisse, seine Tochter zur Frau genommen hätte. Von meinen Wunden, meiner Krankheit und allem Uebrigen geschah keine Erwähnung.

Während ich also, wie gesagt, von nichts als frohen Hoffnungen träumte, und die Stunden zählte, wo ich eine Antwort erhalten konnte, kam ein Brief von meinem Vater an, wenn ich anders einige in der Hitze des Zorns hingeworfene Zeilen einen Brief nennen kann. Ich war darin mit der äußersten Verachtung als ein Undankbarer und Pflichtvergessener behandelt, der ihn mit der nichtswürdigsten Falschheit betrogen habe, und nicht mehr auf die Liebe eines Vaters rechnen dürfte, dem nach so schmerzlichen Erfahrungen nichts übrig bliebe, als mit Schmerzen zur Grube zu fah-

ren. „Du wirst, schrieb er zuletzt, nicht über den Tod eines Vaters trauern, dem Du wie einen Feind behandelt hast; und der Mann, den Du Dir an meiner Stelle zum Vater genommen hast, und der Dich, zu meiner Kränkung allein, mit heilloser Tücke in seine Netze gelockt hat, wird über meiner Asche republicanische Hymnen jubeln.“

Ich war bey diesem Briefe wie vernichtet. So etwas hatte ich mir in meinen schwärzesten Fantasien nicht gedacht; und so schuldbeladen ich mich wußte, so sagte mir doch mein Gewissen, daß ich diese Vorwürfe nicht verdiente. Meine Verzweiflung, Eugeniens Bestürzung, ihres Vaters Zorn sagst Du Dir selbst; schildern läßt sich das nicht. Unbegreiflich wie uns allen die Sache war, wußten wir keinen Rath zu fassen; sondern wie auf den Trümmern eines gescheiterten Schiffes flutheten wir ohne Halt und Richtung auf den Wogen unsers em-

pörten Gefühls. Endlich griff Saint-Hilaire mit einem Entschlusse durch. „Was kann es helfen, sagte er, hier mit Phantomen zu fechten und eitle Streiche in die Luft zu thun? Meine Ehre, Eugeniens Ehre ist auf das empfindlichste gekränkt; sie ist unheilbar verwundet, wenn sich das Räthsel nicht löst, und Deinem Vater die Augen geöffnet werden. Wie groß auch seine Vorurtheile seyn mögen, unmöglich kann er in einem Wahne beharren, der seinem einzigen Sohne das Leben kosten würde. Deine Sache ist es, seinen Zorn zu versöhnen. Du kennst Deine Pflicht. Deine Genesung ist Gottlob so weit vorgerückt, daß, wenn Du Dir noch einige Tage Ruhe gönnst, Du es wagen kannst, Dich in kleinen Tagereisen zu Deinem Vater zu begeben. Ich werde für das Uebrige sorgen. Bis Du zurückkömmst, bringe ich Deine Verlobte in Sicherheit. Schon längst riefen mich Geschäfte nach Lyon. Ich kenne eine acht-

bare Wittwe, die Frau eines vormaligen Offiziers, die am Bieler See auf dem Lande lebt. Sie ist meine Freundin, und wird Eugenien gern bey sich aufnehmen. Der Anstand, unser aller Ehre, und Deine Ruhe, Renaud, fordert, daß Ihr Euch augenblicklich trennt; und wie lange diese Trennung dauern soll, wird von dem Eifer abhängen, mit dem Du die Versöhnung mit Deinem Vater betreiben wirst. Ich hätte meine Reise auf den nächsten Monat angesetzt; jetzt tret ich sie morgen an. Geh also, Eugenie, und triff die nöthigen Anstalten dazu. Dann komme hierher zurück, um von Deinem Verlobten Abschied zu nehmen. Die morgende Sonne darf Euch nicht mehr zusammen finden."

Dieser Befehl war ein neuer Donnerschlag für mich; aber er war mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen, daß an keine Einwendung zu denken war. Unser Abschied war wie ein Abschied vom Le-

ben. Wir hätten uns nicht aus den Armen gelassen, hätte uns Saint-Hilaire nicht mit Gewalt getrennt.

Als die Sonne am folgenden Morgen aufging, war ich allein. Ich wollte meine Reise ohne Verzug antreten; aber Saint-Hilaire hatte gemessenen Befehl hinterlassen, mir nichts ohne ausdrückliche Bewilligung des Arztes zu gestatten. Es half mir auch nichts, mich stärker zu stellen als ich war; und so mußte ich fast zwey Wochen harren, eh' ich die ersehnte Einwilligung erhielt. Und auch dann nicht ohne mannichfaltige Beschränkungen. Beschleunigung der Reise war nicht gestattet, und der Diener, der mir zum Begleiter mitgegeben war, derselbe, dessen treue Wachsamkeit ich während meiner Krankheit erprobt hatte, wich von den Vorschriften des Arztes nicht ein Haar breit ab. So brachte ich mit kleinen Tagereisen, die durch häufige Rasttage unterbrochen wurden, auf dieser unbedeutenden

Reise drey Wochen zu, die meiner Ungeduld wie eben so viele Monate vorkamen.

Endlich kam ich in Hamburg an. Mein erster Gang war in das Haus, von dem mein Vater seine Gelder bezog, und wo ich seinen jetzigen Aufenthalt erfahren konnte. Er hatte seit meiner Flucht Hamburg fast nicht verlassen; aber wie groß war meine Bestürzung, als ich hörte, er habe auf den Rath seines Arztes vor wenigen Wochen eine Reise angetreten, und Creditbriefe nach der Schweiz mitgenommen. — War Herr Isoard krank? fragte ich. — Nicht eigentlich krank, war die Antwort, aber niedergeschlagen und schwermüthig. Er hatte Zerstreuung nöthig, und der Arzt versprach sich die besten Folgen von einer Molkenkur in Gais und der reinen Luft der Alpengebirge.

— —

So war also meine Erwartung von neuem getäuscht, und die Erfüllung meines heißesten, ja meines einzigen Wun-

schen auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Es blieb mir jetzt nichts übrig, als auf meinem Wege zurückzukehren, und meinen Vater in der Schweiz aufzusuchen. Ich war unglaublich niedergeschlagen. Auf der Hinreise hatte die Begierde mein Ziel zu erreichen und die Erwartung meine Kräfte gehoben; jetzt wirkte die betrogne Hoffnung auf die entgegengesetzte Weise. Nur der unermüdlichen Sorgfalt meines Begleiters hatte ich es zu danken, daß ich mich aufrecht erhielt. Durch seine Hülfe gelangte ich nach Rheineck, wo ich zu verweilen beschloß, bis ich Nachricht von meinem Vater eingezogen hätte.

Während meiner Reise hatte ich öfters Briefe von Eugenien erhalten. Sie war bey Madame Mason — dieß war der Name der Wittwe — auf das freundlichste aufgenommen worden, und brachte ihre Zeit abwechselnd bey dieser würdigen Frau und ihrer Nichte zu, die nicht weit davon im

Gebirg an einen Pfarrer verheirathet war. Der Baron hatte seine Reise nach Lyon fortgesetzt, und dort seine Geschäfte schwieriger gefunden als er geglaubt hatte. Die Zeit seiner Rückkehr war unbestimmt. Um dieselbe Zeit meldete mir der Bote, den ich nach Gais geschickt hatte, daß mein Vater diesen Ort seit acht Tagen verlassen, und sich in das Innere der Schweiz begeben hätte. Wohin eigentlich wußte man nicht. So schien sich Alles gegen mich verschworen zu haben.

Aber es war nicht so. Eben da ich die Täuschung aller meiner Hoffnungen fürchtete und mich ganz verlassen und rathlos fühlte, ging meine Prüfung zu Ende, und Alles entwickelte sich auf eine eben so unerwartete als erfreuliche Weise.

Mein Vater war durch die vorgeschriebene Cur körperlich gestärkt; aber seine Schwermuth hatte ihn nicht verlassen; ja, er war niedergeschlagner als je. Ungewiß,

wohin er sich wenden sollte — denn der Aufenthalt in dem Norden von Deutschland hatte keinen Reiz mehr für ihn, da fast alle auswandernden Familien nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt waren — beschloß er für's erste die Schweiz zu durchwandern, und überall zu verweilen, wo er es nach seinem Sinne fände. Der Frühling war ungewöhnlich schön; die Witterung beständig; Alles lud zum Wandern ein; und so verließ mein Vater, indem er sich gänzlich dem Zufall anheim gab, öfters die Landstraße, um zu Fuß, von einem Diener begleitet, die Gebirge und Thäler des romantischen Landes zu durchziehen. Wo ihn die Nacht überfiel, verweilte er dann. Solche umherirrende Reisende zu sehen, ist in diesem Lande nicht ungewöhnlich, und je einsamer die Gegend ist, desto freundlicher werden sie aufgenommen.

Auf diese Weise gelangte mein Vater auf seinen Wanderungen zu einem Dorf-

chen, das mitten im Gebirg höchst anmuthig um einen Teich herum lag, und da sich die Sonne zum Untergange neigte, klopfte er an dem Pfarrhause an und bat um ein Nachtlager. Der Eigenthümer des Hauses war abwesend; aber seine junge treuherzige Frau und sein hochbejahrter Vater, der auch vordem hier Pfarrer gewesen war, empfingen den Wandrer mit der wohlwollenden Biederkeit, die in diesen Thälern einheimisch ist. Sie baten ihn, es sich in ihrer Wohnstube gefallen zu lassen, da in der anstossenden Gaststube ein krankes Fräulein ruhe, weßhalb eben auch der Mann in die Stadt gegangen sey, um einen Arzt zu befragen und Arzney zu holen. Nachdem hierauf die junge Frau dem Angekommenen die erforderlichen Bequemlichkeiten gemacht, und Erfrischungen vorgesetzt hatte, beurlaubte sie sich, um, wie sie sagte, ihre Freundin nicht zu lange allein zu lassen.

Der alte Pfarrer, der seinem Gaste

zur Gesellschaft blieb, hatte einen Folianten vor sich aufgeschlagen, auf den er von Zeit zu Zeit Blicke warf, die das Verlangen weiter zu lesen, anzuzeigen schienen. Mein Vater, dem dieses nicht unbemerkt blieb, und keine große Lust hatte, mit einem unbekannten Manne ein mühsames Gespräch anzuspinnen, kam den Wünschen des Greises zuvor, indem er ihn bat, sich in seiner Lectüre nicht stören zu lassen; und da dieser Bedenken trug, seinen Gast ohne Unterhaltung zu lassen, sagte mein Vater: Wenn ich nicht irre, so hab' ich Sie bey meinem Eintritte in ihr Haus laut lesen gehört. Ist es etwas, das auch einen Andern unterhalten kann, — so bitte ich mir von Ihnen aus, daß sie mir auch die Zeit mit Vorlesen vertreiben, wie dem jungen Frauenzimmer, daß ihre Tochter zu seyn schien.

Meine Schnur, antwortete der Greis, aber mir so lieb, als ob sie meine leibliche Tochter wäre. Mir zu Liebe, denk' ich,

mehr als aus eigner Luſt, hört ſie mir zu, wenn ich zu meiner Ergötzung und auch Geſundheit halber — weil ich wegen Alterſchwäche nicht mehr predigen kann, was eine ſehr geſunde Sache iſt, hier die alten Geſchichten von dem Lande in der Schweiz und Tirol und anderem Alpenlande mit lauter Stimme leſe, die mein Aeltervater aus geſchriebenen Chroniken, vieles auch aus mündlichen Erzählungen wohlunterrichteter Leute auf ſeinen Reiſen geſammelt, und in den langen Winterabenden zu ſeiner Ergötzung und zur Belehrung ſeiner Nachkommen zuſammengeſchrieben hat.

Das mag recht leſenswerth ſeyn, ſagte mein Vater.

Und erbaulich zugleich, ſetzte der Pfarrer hinzu. Da kann man aus vielen Geſchichten ſehen, wie Gott die Herzen ſo wunderbarlich herum führt, bis er ſie an die rechte Stelle gebracht hat, ohne daß ſie es wahrgenommen haben; und wie ſie ihm

dann danken, wenn sie sehen, wie gut er es mit ihnen gemeint hat, wenn er ihnen weh zu thun schien, um ihren störrigen Sinn zu brechen. Da bin ich eben bey einer solchen Geschichte, die mich schon mehr als einmal so erbaut hat; und weil Sie es so verlangen, will ich sie von vorn anfangen. Ich war noch nicht weit hinein.

Ich werde Ihnen dafür verbunden seyn, sagte mein Vater.

Da las nun der Pfarrer die berühmte Geschichte von der Philippine Welserin, von der großen Liebe des Erzherzogs zu ihr, von seiner heimlichen Heirath und der treuen Liebe beyder gegen einander; dann von dem Zorne des Kaisers, wie groß dieser gewesen, und wie er lange nichts habe von Vergebung wissen wollen, bis sich die Philippine ihm ganz unerwartet zu Füßen geworfen, und wie er sie dann nicht anders als eine Tochter geliebt habe. Alles das war mit vieler Ausführlichkeit und nach

allen Umständen erzählt. Mein Vater hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und bey dem Fortgange der Erzählung gerieth er in eine Bewegung, die selbst der Bemerkung des Pfarrers, so eifrig dieser auch las, nicht entging. — Er nahm seine Brille ab, legte sie auf das Buch und sagte: Fühlen Sie sich unwohl, mein Herr? — Ach, antwortete mein Vater, Sie ahnden nicht, wie sehr mir diese Geschichte an das Herz gegriffen hat. Auch ich hatte einen Sohn — o Renaud, Renaud, warum hast Du mich so tief gekränkt? — auch er liebte, und verband sich mit dem Gegenstande seiner Liebe, wider meinen Willen. In meinem Zorne hab' ich ihn verstoßen, und bin nun kinderlos; und mein Zorn lastet schwerer auf mir selbst, als vielleicht auf ihm, ob er gleich vor dem unbesonnenen Schritte ein guter Sohn war. Ach ich fühle, daß ich nicht mehr glücklich seyn kann in dieser Verlassenheit. Wenn er zurückkehrte und meine Verzeihung suchte,

ich glaube, ich würde sie ihm auch zugestehen, und dann meine Tage in Frieden beschließen.

Und was könnte Sie hindern, fragte der Greis, diesen Wunsch zu erfüllen? Was ist Ihr Sohn?

— Ohne Zweifel, erwiederte mein Vater, in dem Hause eines Mannes, der mich haßt; der ihn, um mir weh zu thun, verlockt hat, und ihn — —

Mein Vater konnte die angefangene Rede nicht vollenden. Die Seitenthür öffnete sich, und als er den Blick erhob lag Eugenie zu seinen Füßen.

Was hab ich nöthig, mehr zu sagen? Mein Vater war bestürzt; er wollte aufspringen; aber Eugenie hielt mit zitternden Händen seine Knie umfaßt. Alles sprach für sie; ihre blasse Gestalt, ihre leidende Miene, ihre Thränen, und die flehenden Worte, die sie stammelte. Er konnte nicht widerstehen. Alles wurde genügend auf-

geklärt. Mein Vater schloß die holde Büßerin in seine Arme. Ihr hatte er nichts zu verzeihen. Sie hatte keine Schuld als ihre Schönheit und ihre Tugenden. — Ach, wäre doch auch Renaud hier! rief mein Vater aus. Aber er irrt nach mir umher, und ahnet nicht, daß ich ihm schon vergeben habe.

Während er noch so sprach, und immer etwas Neues von mir hörte, das sein Mitleiden weckte, kam der Pfarrer aus der Stadt zurück, und erfuhr nach den ersten Begrüßungen den Verlauf der Sache. — Ich habe, sagte er, im Vorübergehen bey unsrer guten alten Mama eingesprochen, und bringe hier, nebst ihren mütterlichen Grüßen, zwei Briefe an unsre liebe Eugenie mit, von denen ich wünsche und hoffe, daß sie recht viel Gutes enthalten; das würde für die liebe Kranke ersprießlicher seyn, als die Recepte des Arztes und seine Arzneien, die ich auch mitbringe.

Und so war es in der That. In dem einen, der von Lyon kam, meldete Saint-

Hilaire die nahe Beendigung seiner Geschäfte und baldige Rückkehr; der andere war von mir. Ich fragte an, ob es mir denn durchaus verwehrt seyn sollte, jetzt, da ich ihr so nah wäre — ich hatte Rheineck seit acht Tagen verlassen, um ihr näher zu seyn — sie zu sehen, und in meiner Trostlosigkeit bei ihr Hülfe zu suchen. Der Brief war aus Solothurn geschrieben. So ist er ja, rief die Pfarrin, als sie dieß hörte, nur wenige Stunden von hier; und wir dürfen wohl unter diesen Umständen einen Boten an ihn schicken, der ihn hieher einladet. — Allerdings, sagte mein Vater, aber, wo möglich, einen beflügelten. Ich bin voll Ungeduld, diese Sache zu endigen.

Der Bote wurde noch desselben Abends abgeschickt, und als der Tag über die Berge heraber sah, hatte ich ein Briefchen von Eugeniens Hand. „Eile, schrieb sie, eile, mein Renaud, hierher dem Boten nach. Es haben sich Wunder zugetragen. Dein gütiger Vater ist versöhnt. Alle Arme sind Dir geöffnet!

Brauch' ich hier zu sagen, daß ich diesem Rufe auf das schleunigste folgte? Ich war wie berauscht, und meine Sinne vergingen mir fast, als ich bei der Annäherung an mein Ziel, Eugenien an der Hand meines Vaters auf einer Höhe am Wege nach mir ausschauen sah. Sie stürzte mir entgegen, faßte mich bei der Hand, und führte mich zu meinem Vater, der mir schon von Fern die Arme entgegenstreckte. Nach wenigen Augenblicken drückte er mich an sein versöhntes Herz. Während dem waren auch die übrigen Bewohner des Pfarrhauses herangekommen. Wir umarmten uns alle gegenseitig im freudigsten Rausche. Der alte Pfarrer war auch nicht zurückgeblieben, und war wohl von allen Zeugen meines Glückes der theilnehmendste. Gott segne Euch Alle, sagte er; er hat Euch Leiden aufgelegt, aber Euch auch nach seiner Vaterliebe daraus errettet. Und so ist das wiederum eine der Geschichten, wo Gott auf ungewöhnlichen Wegen die Menschen zum Ziele geführt hat.

Wie wir den frommen Greis ehrten, wie wir ihm als dem Vermittler unsrer Zufriedenheit dankten, brauche ich nicht zu sagen. Damals beschlossen wir, sobald es geschehen könnte, zu Philippinens Grabe zu wallfahrten. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre ausgeführt; und in jenem engen und traulichen Zimmer, das sie bewohnt hat, gelobten wir uns, dem frommen Paare, dem unsre Schicksale in mehrerer Beziehung glichen, an Tugend, Liebe und Eintracht nachzueifern.

Nach einigen Tagen, die wir in jener Seligkeit der Freude zugebracht hatten, die ein ununterbrochnes, wenn schon stummes Dankgebet ist, kam die Nachricht, Eugeniens Vater sey bey Madame Mason eingetroffen. Diese wohlwollende, theilnehmende Freundin hatte ihn von Allem unterrichtet, und was ihrer Erzählung mangelte, hatte ein Brief von Eugenien ergänzt. So war Alles vorbereitet, und die aufrichtigste Versöhnung der beyden Väter war bey der ersten Zusammenkunft augenblicklich be-

werkstelligt. Mein Vater that, in dem lebendigen Gefühl, einem rechtschaffenen und großmüthigen Manne Unrecht gethan zu haben, den ersten Schritt. Von politischen Ansichten und Verschiedenheit der Meinungen war nicht die Rede. Nur das Glück ihrer Kinder beschäftigte sie; und wenn irgend etwas Anders ihre Gedanken auf sich zog, so war es die Erinnerung an die alte Zeit, und der Wunsch, sie in einem solchen nachbarlichen Zusammenseyn zu erneuern.

Auch dieser Wunsch fand Befriedigung. Mein Vater kehrte an den Rhein zurück, und kaufte sich ein Haus und einen Garten, weniger groß als seine frühere Besitzung, aber genügend für seine Bedürfnisse. Mir hat mein Schwiegervater einen Theil seines Gutes abgetreten, und ich bin ein zufriedner Landwirth geworden, und wünsche mir kein glücklicheres Loos. Bis jetzt hat kein Unfall von Bedeutung meine Zufriedenheit gestört. Mein Vater liebt Eugenien mit einer rührenden Zärtlichkeit; sie liebt und ehrt ihn nicht weniger als ihren eig-

nen Vater; und da sich beyde Männer in Rücksicht auf ihre Meinungen um Vieles genähert haben, und die Verschiedenheiten, die noch übrig geblieben sind, keinen Zwist unter ihnen erregen, so ist ihr die Erfüllung ihrer Pflichten erleichtert. Wir kommen oft zusammen; jede Zusammenkunft ist ein Festtag, der größte aber die Wiederkehr des Tages der Versöhnung, an dem das Andenken der edlen Philippine nie vergessen wird.

So endigte mein Freund seine Erzählung. Den folgenden Morgen trennten wir uns. Er drang in mich, ihn zu besuchen, und Theil zu nehmen an seinem häuslichen Glück. Auch Eugenie vereinigte ihr Bitten. Gern erfüllte ich diesen Wunsch. Aber Vieles steht entgegen; und ich glaube — ich darf nicht sagen, ich fürchte — daß mir eine weitere Reise nah bevorsteht nach dem unbekannten Lande, das alle mein Glück in sich faßt.

9.

Der Namenstag.

Der Namenstag.

In den gesegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein schöner und rüstiger Mann, von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmste war. Diesen zu bearbeiten, hatte er von seinem Vater gelernt; aber auch außerdem war er in mancher Kunst erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verstand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weise mit Farben zu malen. Wenn er

aber von der Arbeit raſtete, und im Schatten der Weinlaube ſaß, die er vor ſeinem Hauſe gezogen hatte, dann ſang er zur Cither Lieder ab, die er oft ſelber verfertigte, ſo wie die Weiſen, nach denen er ſie ſang. Dabey war er voll Kurzweil und neckte gern; aber ſein Schetzen war unſchuldig und forderte Andere zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und geſucht, und die Nachbarn verſammelten ſich gern um ihn, wenn er den Abendſtern mit ſeinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geſchichten erzählte; und auch die Weiber lauſchten von Fern, und ergötzten ſich noch mehr an ihm ſelbſt, als an dem, was er ſprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfoſten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes flog oft von Fern ihm ein Strauß zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann ſtill ſtand und

in dem Kreise der Weiber umher sah und rief: Wer ist die Neckende, daß ich sie strafe! — da kicherten Alle, und er drohte sie Alle zu küssen, so daß sie von einander stoben und sich hinter den Büschen und Zäunen versteckten.

Weil nun Antonio immer so frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weise scherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber sie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beschäftigt, von den Versammlungen der Landleute und ihrem muntern Feste fern blieb. Antonio, lang schon ihres Hauses Freund, hatte sie in der Verborgenheit aufwachsen sehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und seinen Lippen saß, hatte ihn fast noch mehr

gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Gestalt. Irene hatte daher kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, der aufbrechenden Rosenknospe gleich, aber über ihr Alter groß und schlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaißte warb, und sie den Nachbarn unerwartet als sein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den schönen Barbutolo mißgönnten; aber wer hätte seine Wahl tadeln mögen, wenn sie mit gesenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken spielten, oder den zarten Purpur ihrer Wangen beschatteten? oder wenn sie sich schüchternd und liebend an seine Seite schmiegte, und mit großen hellen Augen unter den seidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf sah? Er selbst schien noch schöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite sang, klangen begeisterter, und seine Töne schienen sich gefälliger und weicher an die Worte anzu-

schmiegen. Dem Scherz aber blieb er auch jetzt noch hold, wie zuvor, und da geschah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindischen Sinn neckend verletzte, oder sie durch Muthwillen erzürnte. Aber diese Zwiste flogen schnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenschauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Namenstag zum Erstenmal nach ihrer Trauung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felsen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, sah man weit in das Meer hin, und das grüne, von Weinbergen schwellende Land, mit Dörfern und Villen durchwebt, breitete sich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte diese Höhe einmal mit ihrem Manne erstiegen, und er hatte sich ihres Entzückens gefreut.

Nun sollt' es ihr leichter werden. Er versuchte also, Stufen in den Felsen zu hauen, die von Absatz zu Absatz bis auf den Gipfel führen sollten; und als er einiges lockere Gestein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die schon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen. Freudig reinigte er sie, und grub sie auf; und eines Tages, da er schon bis zur dritten Terrasse empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eisen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölbe. Da grub er noch emsiger, aber vorsichtig; und als er einigen Schutt bey Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweyte Säule. Hoch erfreut setzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emsigkeit fort, und bald stand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und

Dreyschlitzen; unten drey Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreyte er auch die Thür von dem Schutte, der sich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Gestein an; erst zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reißende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönste seine Freude zu krönen aufgespart wäre, ein Jüngling von göttlicher Gestalt mit dem Thyrsus in der Hand, vor einer Jungfrau stehend, die auf dem Boden saß, und die er zu trösten schien. Da dachte Antonio bey sich: „Sieh, wie mir das zu statten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen und einen Sitz zur Aussicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieses Weib hier Irenen?

Ihr weiß ich dieses Gemach, das auch für eine Fürstin nicht verächtlich wäre." — Gesagt hatte er ihr von seiner Entdeckung nichts; erst an ihrem Namenstage, wenn er Alles aufgeschmückt und gesäubert hätte, wollte er sie hierherführen, und sie sollte sich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erst spät nach Hause; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer etwas neues einfiel, neuer Schmuck und neue Verzierungen, die er anbringen könnte. Wenn ihn dann Irene fragte, wo er so lange weile, gab er bald dieses, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; so daß sie bisweilen zweifelnd den Kopf schüttelte und nicht wußte, was sie denken sollte.

So war endlich der Vorabend des Festes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das

Letzte zu ordnen. Da sagte Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder so lange aus, wie neulich; denn mir wird bang so allein. Auch sagtest Du ja, Du gingest nach Gragnano; und doch, da ich dorthin nach Dir ausſah, kamst Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich sagtest Du auch, Du gingest zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umschmieden zu lassen; und doch hab ich heut das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was soll ich dazu sagen, Antonio? Warum berichtest Du mich mit Unwahrheit, und giebst dieses und jenes vor, was nachher nicht so ist? Bist Du etwa auch, wie andere Männer, die dem Spiele nachgehen, oder gar fremden Weibern, und die ihrigen betrügen? Ich möchte das nicht von Dir glauben; aber Deine heimlichen Gänge machen mir das Herz schwer.“ — Indem sie so sprach und ihre Wangen sich höher färbten, glich sie der Ariadne in dem Tempelbilde noch

mehr; und Antonio, der ein gutes Gewissen hatte, und nur an sein Fest dachte, lachte und sagte: „Hast Du gemeint, Irene, ich sey der einzige Mann auf der Welt, der nur Ein Weib liebt, und Du hättest diesen Phönix im Käfich?“ und dabey wollt' er sie küssen; aber Irene schmollte, wand sich schnell und unmuthig los, und setzte sich mit untergeschlagenen Armen und vor sich hinsehend in den entferntesten Winkel. Da nahm Antonio den Hut und ging. Unter der Laube vor der Hausthür blieb er stehen und dachte: „Sagst du's ihr wohl?“ Sie aber öffnete in dem Augenblicke das Fenster, um ihm nachzusehen, und da sie ihn weilen sah, schlug sie es schnell wieder zu. Da ging er seines Wegs weiter und dachte: Morgen sag ich ihr Alles; und wenn sie auch heut noch schmollt, so ist morgen die Freude desto größer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um das Dorf herum nach dem Weinberge. Al-

les war jetzt aufgeräumt, der Boden gewaschen, das Schadhafte nothdürftig ausgebessert. Beseelt und lebendig stand das Bacchanal vor Augen; und an den Wänden umher waren auch zierliche Gestalten sichtbar geworden, die mit Frucht- und Blumen-Körben auf den Häuptern einherschritten, oder tanzend das Tamburin schlugen, während andre an Altären flöteten. In der Tiefe der Celle aber hatte Antonio einen wirklichen Altar aufgebaut und mit bunten Gefäßen geschmückt, aus denen Blumen hervorquollen, und sechzehn dichte Kränze waren rund umher aufgehangen nach der Zahl von Irenens Jahren. Auch eben so viele Kerzen standen auf zierlichen Gestellen dazwischen. Vor der Thüre hatte er eine Laub-Pforte erbaut, und eine unten beym Anfange der Stiegen, und auf jedem Absatze eine. Durch diese sollte Irene in das Heiligthum eingehen. Mit Zufriedenheit beschaute er jetzt sein Werk bald näher, bald

ferner; und nachdem er noch dieſes und jenes gebeſſert hatte, ſtellte er ſich unter die Thür, und ſah in die Gegend hinaus, die ſich in die Strahlen der untergehenden Sonne kleidete, und dann wieder in den Tempel zurück, und genoß ſchon zum Voraus das Entzücken ſeines Weibes, wenn ſie hinaus in das Meer ſchaue, wie das holde Weib hier auf dem muſiviſchen Boden. Aber indem er ſo zum Voraus den morgenden Feſttag in ſeinem Herzen feyerte, hatte ſich etwas zugetragen, das nicht blos ſeine nächſte Freude, ſondern das Glück ſeines Lebens bedrohte. So bald er nehmlich das Haus verlaſſen hatte, hatte ſich Irene wieder in ihren Winkel geworfen. Antonios Scherz hatte ſie verwundet; ſie zürnte auf ihn und die Eiferſucht ſchlug in ihrem Herzen Wurzel. Je heftiger ſie ſelbſt ihn liebte, und je ſchöner und liebenswerther er ihr ſchien, deſto mehr glaubte ſie an die Lockungen andrer Weiber, die ihr wohl ei-

nen solchen Besitz nicht gönnen möchten; und je mehr sie sann und sann, und je weniger rechten Grund sie zum Verdacht finden konnte, desto peinlicher ward ihre Unruhe. Sie wünschte Gewißheit, von welcher Art sie auch seyn möchte. „Bonaviso ist Antonios bester Freund, dachte sie; ich will zu seiner Frau gehen; gewiß weiß diese etwas. Und wenn sie nichts weiß, und auch Andre nichts wissen — um so hab' ich den Trost mich geirrt zu haben.“ Mit diesen Gedanken stand sie auf, trocknete ihre Thränen, schlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonavisas Frau, die ihre Wohnung nah am Ufer hatte. Sie fand sie bey der Arbeit und fragte sie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geschäft; von dem aber zu sprechen, weshalb sie eigentlich gekommen war, scheute sie sich. Endlich sagte sie: „Ist Dein Mann nicht zu Haus?“ und jene erwiederte: Er ist nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die We-

berey; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es ist, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl, setzte sie hinzu, daß Du die Perle aller Männer hast?" Und nun ergoß sich das gesprächige Weib in Antonios Lob, und pries Irenens seltenes Glück, einen solchen Mann zu besitzen. „Und glaubst Du auch, daß ich ihn ganz allein besitze?" fragte Irene erröthend. — „Maria und Joseph, rief die Andere, wie Du fragen kannst? Das ist eben das Außerordentlichste an ihm, daß er auf keine Lockung achtet; und ob er gleich mit allen Frauen scherzt, doch für keine Augen hat, als für Dich." — Gottlob, dachte Irene, und erröthete noch mehr vor innerer Freude; und dann dachte sie doch wieder: wo er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe machte ihr dieser Gedanke nicht mehr. Argwohn und Groll waren verschwunden, und sie sehnte sich nach Antonios Rückkehr, um Alles wieder gut zu machen.

Indem sie nun nach Hause eilte und Floriane — so hieß Bonavisos Frau — ihr das Geleit gab, und sie sich da trennen wollten, wo der Pfad um einen mit Alos und Myrten und wildem Genist bewachsenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drey fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächst; diese ergriffen sie; Floriane aber entschlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umsonst schrie Irene um Hülfe; niemand hörte sie; umsonst fiel sie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; sie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geschreys und Widerstrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächsten Bucht hinter einer Klippe befestigt war. Zwey der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in seinen Armen fest, die immer nach Antonio rief und sich loszuwinden bemüht war, um sich in

das Meer zu stürzen. Schnell kamen sie so zu einem Vorgebirge, hinter dem eine leichte Schebecke verborgen lag, die mit tunesischen Corsaren bemannt war. Sie hatten nur die Rückkehr der drey Männer erwartet, die nach Lebensmitteln ausgesendet waren, um nach einer der benachbarten Inseln überzusetzen, wo sie gewöhnlich ihren Raub in Sicherheit brachten. Jene waren daher kaum eingestiegen und hatten Irenen, mehr todt als lebendig, an den Bord des Schiffes gehoben, als jeder seinen Platz am Ruder nahm, und so viel an ihm lag, die gemachte Beute zu sichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollendeter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt, und hatte sich nach der Straße von Salerno gewendet, um Bonaviso zu begegnen, der ein bestelltes Festgewand Irenen mitbringen sollte. Nicht weit von dem Orte traf er den rückkehrenden Freund, und nahm das wohlverwahrte Kleid unter den Mantel; und in-

dem sie eine Strecke zusammengingen, erzählt er ihm von seinen festlichen Anstalten, und von Irenens Eifersucht, und wie er sie diesen Abend noch zur Strafe dafür mit allerley kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem sie nun so unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo sich die Wege trennten, kam von der andern Seite Florjane athemlos herbey, und mit dem blassen Schrecken auf ihrem Angesicht, warf sie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängstlich umschauend, als ob die Verfolgenden noch hinter ihr wären. Zu sprechen vermochte sie nicht, und da beyde Männer, über diese Erscheinung bestürzt und irgend ein großes Unglück ahndend, sie mit Fragen bestürmten, deutete sie mit der Hand nach dem Meere, und stieß aus keuchender Brust die Worte heraus — „Deine Frau — Räuber" — ! Antonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er seinen Mantel von den Schultern weg, und

was er sonst bey sich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern sah, das er der Bauart nach für ein Raubschiff erkannte, warf er sich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und schwamm auf das Fahrzeug zu, das schnell rudernd vor ihm zu fliehen schien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu schwinden; aber immer spornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten, sagten sie, hier schwimmt uns ein Fisch in's Netz.“ Und so ließen sie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu fassen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber seine zitternden Füße das Verdeck berührten, brachen ihm die Knie zusammen; er sank zu Boden; seine Augen verfinsterten sich. Doch ermannte er sich wieder, und noch auf den Knien lie-

gend, rief er so laut, als er es vermochte, Irenens Namen.

Diese lag unter dem Verdeck, fast sinnlos, in einer finstern Kammer, mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Ströme von Thränen. Ihr Unglück erschien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den sie auf ihren Mann geworfen, und wenn sie an seine Rückkehr nach Hause dachte, ergriff sie solche Verzweiflung, daß sie wild ihre braunen Locken zerriß, und nach dem Tod rief. An das, was ihr zunächst lag, an ihr bevorstehendes Schicksal dachte sie nicht. Nur an Antonio dachte sie, und an seinen Schmerz und an ihre eigne Schuld.

Indem sie nun so jammert, glaubt sie ihren Namen zu hören; sie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört sich noch einmal rufen; zugleich erkennt sie Antonio's, obschon veränderte und heisere

Stimme. Schnell rafft sie sich auf, stößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh noch jemand ihr Kommen gewahr wird, stürzt sie mit einem Schrey nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt sie, schlingt seine Hände um ihre Knie, nennt ihren Namen noch einmal, und indem seine Arme schlaff an ihr herabgleiten, sinkt er todtenbleich und bewußtlos neben ihr nieder.

Irene, die ihn jetzt für todt hielt, warf sich einer Wahnsinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem sie die kläglichsten Töne ausstieß und sich als seine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den seinigen, ihre Thränen badeten sein Gesicht; aber seine Augen öffneten sich nicht, um in die ihrigen zu schauen, und die Todtenblässe wich ihren Küssen nicht. Nachdem sie oft seinen Namen gerufen und ihn mit den rührendsten Bitten beschworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre

Stimme nur in die Luft verhallte, erhob sie sich endlich, so wie sie neben ihm lag, ein wenig, sah ihn starr und schweigend an, als ob sie sein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; sprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt bist" und schritt rasch nach dem Borde hin, um sich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu stürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauspiele stumm und nicht ohne Theilnahme zugesehen; auch die, welche die Worte nicht verstanden, errieethen doch ihren Sinn. Ihr rohes Geschäft hatte sie dem Gefühle nicht so ganz entfremdet, daß nicht die meisten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entschlossenheit des Mannes, der sich um seines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freyheit freywillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte sie einer

der Männer bebend um den Leib, zog sie mit starker Hand zurück, und setzte die Widerstrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verschont, sagte sie jetzt, aber der Himmel hat sich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grausames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabey drückte sie ihre Stirn gegen die seinige, schlang ihre Arme um seinen Nacken und sagte: Sie sollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu sterben. — In diesem Augenblick regten sich seine Lippen; ein leiser Athemzug hob seine Brust; dann ein stärkerer; seine Augen öffneten sich, das Leben kehrte zurück, und das lebende Blut fluthete wieder in seinen Adern. Irene jubelte; nahm ihn in ihre Arme, strich die nassen Locken von seiner Stirn zurück, kostte und dankte und beklagte ihn abwechselnd, und vergaß alles Leiden so, als ob sie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubschiffes, son-

dern vor ihrem Hause in dem Schatten der Weinlaube säße.

Während dem hatte das Schiff sich dem Ufer der Insel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und sogleich traten hinter einem Felsen, der die Bucht beschützte, mehrere Männer hervor, von denen den Eine vornehmer als die Andern schien. Das Schiff wurde am Ufer befestigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Felsen lagen. Nachdem der Hauptmann Alles besehen hatte, nicht unzufrieden, wie es schien, mit dem eroberten Raub, sagte er: „Aber wer sind die dort auf dem Verdeck, die sich um nichts zu kümmern scheinen?“ — „Diese,“ antwortete der Botsmann „sind der beste Theil unserer Beute zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es sind die schönsten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das

den Harem eines Paschas zieren würde, und ein Mann, wie der Wackerste unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie sie das Weib entführt, und er ihr nachgeschwommen; auch seine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt, ihren Jubel, erzählten sie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernst vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerst; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverey die Brust beklemmte, stand er doch unter den Räubern so stolz und groß, daß man hätte meinen sollen, Er sey der Gebieter, den seine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, schüchtern und die Augen nicht aufschlagend, und ließ seinen Arm nicht los. Der Hauptmann besah beyde lange mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebst seinem

Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zu zubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muths zu seyn, und auszuruhen; sie hätten von ihm nichts Böses zu fürchten. Und nachdem er dieses mehr als einmal mit so milder Stimme und so freundlichen Geberden als er nur aufbringen konnte wiederholt hatte, entließ er sie mit einem Gruße, und begab sich in seine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockene Kleider; ein buntes Tuch ward um seine nassen Haare gewunden, und er sah in der morgenländischen Tracht noch schöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speisen wurden ihnen gebracht; aber diese berührten sie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der ersten Freude war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend saßen sie neben einander auf

ihrem Lager, und sahen sich lange gleichsam forschend an; denn Alles, was sie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewisse, vielleicht schreckliche und grausame Ereignisse drohten von Fern. Als sie nun allein gelassen waren, und die Wächter vor der Hütte schliefen, sank Irene an Antonio's Brust, weinte bitterlich, und indem sie ihm Alles bekannte, was sie gedacht und gethan hatte, klagte sie sich mit herzdurchschneidenden Worten über ihr gemeinsames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente, fuhr sie fort, wie ich sie gewiß verdient habe, warum müßtest Du mit mir büßen und Deiner Freyheit verlustig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von süßer Liebe so bittere Frucht? Und dennoch — setzte sie noch heftiger weinend hinzu — dennoch ist es mir, als müßte ich Gott auch für dieses Unglück danken, weil mir durch dasselbe

eine so große und unermeßliche Liebe in Dir kund geworden ist, wie ich sonst nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daß uns Gott aus dieser Noth und aus den Händen der Räuber rettete, so sollte der Rest meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe seyn. Aber ach, wo ist ein Retter in dieser Einsamkeit? oder wer könnte ein Lösegeld für uns zahlen, das diesen erbarmungslosen Corsaren genügte? Sie werden uns mit sich fortschleppen und an fernen Küsten verkaufen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirst dann vielleicht durch die gefühllose Grausamkeit der Menschen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füßen sitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiß von Deiner Stirn trocknen können." — Bey diesen Gedanken wurden ihre Thränen so heftig, daß sie den Fortgang der Rede erstickten

und sie sich schluchzend an der Brust ihres Mannes verbarg. Dieser aber beugte sich über sie, und indem er die Jammernde sanft an sich drückte, sagte er: Mit Unrecht klagst Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eifersucht spielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels ist, so trifft sie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in so weiterer Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unsre Trennung nicht will. Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Lösegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn nicht, so ist doch schon mancher Christ aus der Knechtschaft der Ungläubigen durch eigne Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Frey-

heit gilt, so ist keine Gefahr so groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch so gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte."

Bey diesen Worten fühlte sich Antonio von seinem Gefühl übermannt. Der Kopf sank ihm auf die bewegte Brust, und er saß lange schweigend und stumm vor sich hinsehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er so emsig betrieben, der Freude, die er sich versprochen, die er zu geben und zu genießen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Besorgniß einer noch schlimmern Zukunft zog sich wie ein dunkler Schatten über das heitere Bild, das für den Augenblick in seiner Seele aufgestiegen war. Irene ahndete wohl, daß sein Herz nicht so voll von Vertrauen war, wie seine Worte, und daß er selbst des Trostes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten seine letzten Worte einen Strahl in

das Dunkel ihrer Brust gesenkt; ihre Seele wendete sich nach der Heimath hin; leise regte sich die Hoffnung, und von ihr gehoben stieg sie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete sie in sich hinein; dann leise, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beyde beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte sich dem Morgen zu; die Sterne wurden blässer, und die Fluthen des Meers zerschellten mit lauterem Geräusch an dem glatten Fels. Noch schlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit seinem Weibe, und sie vernahmen von Fern den Fußtritt eines Kommenden. Da trat ein Bote des Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bey Namen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier sind wir schon, sagte Antonio, und indem

er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie sahen sich lächelnd an, indem sie gingen; Hoffnung war in ihren Blicken, und in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geschick. So traten sie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der das Haupt auf seine Rechte gestützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf seinem Polster saß. Wie er das Geräusch der Eintretenden vernahm, sah er zögernd und gleichsam wie unwillig zu ihnen hinauf, sah sie mit ernsten Blicken an, und sagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch seyn mögt, ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ — Und dann nach einigem Stillschweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue ist durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume gesendet und Anzeichen, daß ich euch nach euter Heimath zurückschicken soll. So geht denn in Gottes Namen. Ein Kahn soll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freyheit und eures Vaterlandes erfreut, so betet für Ahnibal und

denket, daß ihr die Ersten seyd, die er auf diese Weise aus seinen Händen entläßt."

Wie bey diesen Worten jenen zu Muthe war, hätten sie selbst nicht zu sagen vermocht; doch waren sie nicht eben überrascht wie von einem unerwarteten Ereignisse, sondern als ob das Erwartete nur schneller erschienen wäre. Als der Hauptmann geendigt hatte, traten sie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen stand schon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die sie entführt hatten, saßen am Ruder darin. Irene zitterte bey ihrem Anblicke; ihre Füße versagten ihr den Dienst. Da faßte sie Antonio um den zarten Leib und stieg zugleich mit ihr ein, und sie sank, von seinen Armen gehalten, zwischen Antonios Füßen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an seinen Augen; aber die seinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit dem Augen wie mit dem Herzen fest. Schon erschienen die Pappeln, die über Bonavisos Haus empor-

ragten und ihre Wipfel in dem frischen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachsene Hügel, wo der Raub geschehen war, dämmerte von Fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felsen, der in Antonios Weingärten nach dem Meere schaute. Stumm vollbrachten sie die Fahrt; die Freude lag noch gefesselt an der Furcht vor einem möglichen Entschwinden des ungehofften Glücks; sie athmeten kaum. Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; sie sprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiderten, eilten sie an das Land. Und als jene sich abwärts gewendet, sanken sie, wo ihre Füße zuerst den heimischen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit stillem Gebete zum Himmel auf. Zu sprechen vermochten sie nicht. Als aber Antonio zuerst aufgestanden war, umfaßte Jene seine Knie, bat ihn noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entsühnt, ihrem Glücke kaum trauend, lange an seiner Brust. In diesem Augenblicke glit-

ten die ersten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der Pinien, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geschlummert hatten. Jetzt stand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leise klopften sie an; scheu und nur halb wurde das Fenster geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrey der Freude fuhr sie zurück, und stürzte gleich darauf zur Thür hinaus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beyden Seiten, das Zusammenlaufen der Nachbarn, die gegenseitigen Begrüßungen, der Jubel, das Glückwünschen, das Fragen und Erzählen ist mit Worten nicht zu beschreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jungfrauen standen und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da sich nun jene nach ihrem Hause wendeten, blieb niemand zurück, sondern das ganze frohe Getümmel begleitete sie. Unter der Weinlaube vor seiner Thür blieb An-

tonio stehen, wendete sich nach seinen Begleitern um und sagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hieher begleitet habt, so helft mir nun auch aus Liebe das heutige Fest begehen. Es ist heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Namenstag; lasset uns also zuvörderst in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieser Beschützerin mich und mein Weib so wunderbar aus großer Noth gerettet und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich gestern ein Fest bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann.“ Da nun alle einstimmten, faßte er Irenen bey der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem sie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünstig gedankt und gebetet hatten, wendeten sie sich nach dem Weinberge hin. Bonaviso aber, der allein von Allen um Antonios Geheimniß

wußte, war auf den Wink seines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergessen, was er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie sie nun an den Fuß des Felsen gelangten, wo die erste Laubpforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der untersten Stufe nieder, und sagte: „Laß mich nie vergessen, o Gott, welche Wunder Du an mir gethan hast, und segne mein Weib.“ Dann stand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk schien, die alten bequemen Marmorstufen hinauf, durch einen Laubbogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, dessen Vorplatz mit Blumen bestreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergestellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tempels war offen; in der Tiefe erhob sich der Altar; sechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit seines Weibes gemahlt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben

sich Gefäße über Gefäße, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, so daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu schweben und zu tanzen schienen. Sprachlos stand Irene vor aller der Herrlichkeit, und unter dem Laubbogen, der sich vor der Thür erhob, wie zum schmückenden Bilde geworden, sahen alle Begleitenden nur auf sie. Da legte sie sich tief gerührt an die Brust ihres Mannes und sagte: „O Antonio, wie hoch erhebst Du und wie demüthigst Du mich!“ — Dann schritt sie feyerlich über die Schwelle, demüthigte sich vor dem Bilde der Heiligen, und erst nachdem sie still zu ihr gebetet hatte, beschaute sie mit Muße den Wunderbau und das köstliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geschichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonios Erfindung, und zuletzt auch das ihr bestimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten sich dieser neuen Zierde der Gegend, die sie nie schöner gesehen hatten, als von dieser Felsenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger

war, und scharf in die Ferne sah, erblickte am Rande des Meers die Schebecke, welche gestern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgespannten Seegel wie ein Schwan an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verstrich in festlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an diesem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und sah in stiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und so glich er dem Gotte auf dem Boden seines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corsaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altare der Heiligen auf.

61423890